

# Erinnerungen an Fellenberg und Hofwyl : Zur 200. Geburtstag von Philipp Emanuel von Fellenberg am 15. Juni 1971

Autor(en): **Huber, Victor Aimé**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **33 (1971)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-245397>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum 200. Geburtstag  
von  
PHILIPP EMANUEL VON FELLEBERG  
am 15. Juni 1971

ERINNERUNGEN  
AN FELLEBERG UND HOFWYL

von  
VICTOR AIMÉ HUBER

Herausgegeben  
von Anton Lindgren



## BILDERNACHWEIS

### *Farbtafel 1* (nach Seite 16)

«Vue Générale de Hofwyl et des Environs». Links der Badeweiher; das Haus in der Mitte mit dem hohen Türmchen ist das Schloß; am rechten Bildrand das Graue Haus für Lehrer und Gäste. Von J. Fähnlein nach einer Zeichnung von Heinrich Triner (1796—1873), der als Zeichenlehrer in Hofwyl wirkte. Kolorierte Lithographie von Engelmann & Cie. Reproduktion (ohne Schrift) in Originalgröße 15,5×21,2 cm, Aufnahme des kolorierten Exemplars der Burgerbibliothek Bern.

### *Farbtafel 2* (nach Seite 48)

«Cour et Façade du Grand Institut du Côté du Nord». Links das Große Haus, mit dessen Bau 1817 begonnen wurde und in dem die Wissenschaftliche Erziehungs- und Bildungsanstalt untergebracht war, die das kosmopolitische Antlitz prägte. Von J. Fähnlein nach einer Zeichnung von Heinrich Triner (1796—1873), der als Zeichenlehrer in Hofwyl wirkte. Kolorierte Lithographie von Engelmann & Cie. Reproduktion (ohne Schrift) in Originalgröße 15,2×21 cm, Aufnahme des kolorierten Exemplars der Burgerbibliothek Bern.

### *Abbildungen* (nach Seite 32)

#### Nr. 1

Victor Aimé Huber (1800—1896). Zeichnung von Moritz Rugendas (1802—1858), 1826.

#### Nr. 2

Philipp Emanuel v. Fellenberg (1771—1844). Kohle/Bleistift-Zeichnung, 1817, Originalgröße (Lichtmaße des Passepartouts) 25×20 cm (oval), von Franz Joseph Leopold (1783—1832), Zeichenlehrer in Hofwyl (Fellenberg-Museum, Hofwyl).

#### Nr. 3

Margarethe v. Fellenberg-Tscherner (1778—1839). Öl auf Leinwand, Originalgröße 31×25 cm. (Die vorliegende Reproduktion ist am Rande etwas beschnitten). Es existiert auch eine ovale Fassung des Bildes. (Fellenberg-Museum, Hofwyl).

#### Nr. 4

«Grund-Plan der Hofwyler-Instituts-Gebäude». Lithographie von Carl Stauffer, Bern. Reproduktion (ohne Schrift) in Originalgröße 14,5×13,7 cm.

Die beiden ersten Bilder und das letzte Bild erschienen (Farbtafel 1 als Planche 8, Farbtafel 2 als Planche 3, beide unkoloriert; Abb. Nr. 4 ohne Nr.) als Beilagen in: Pädagogische Blätter von Hofwyl, 1. Heft, hrg. von Emanuel Fellenberg, Bern 1843. Die Serie der insgesamt 10 Ansichten kam auch als Sammelmappe mit dem Titelblatt «Vues de Hofwyl» heraus. HAH

## ZUR TEXTEDITION

Der Text von Hubers Erinnerungen wurde ohne Veränderungen, also in der Orthographie des Originals, nachgedruckt.

Anmerkungen des Originals, im Text durch Sternchen gekennzeichnet, sind als Fußnoten gedruckt. Die Anmerkungen des Herausgebers sind im Text durch Zahlen gekennzeichnet. Die im Vorwort und den Anmerkungen des Herausgebers *kursiv* gedruckten Autorennamen verweisen auf die im Literaturverzeichnis aufgeführten Schriften über Fellenberg und Hofwyl. AL

## VORWORT DES HERAUSGEBERS

Philipp Emanuel von Fellenberg wurde am 15. Juni 1771 in Bern geboren und starb am 21. November 1844 in Hofwyl. Er ist einer der großen Söhne Berns, dem – wie Albrecht von Haller – seine Heimat lange nicht gerecht zu werden vermochte.

Als sich 1944 sein Todestag zum hundertsten Male jährte, mußte *Gruner* beklagen, daß kein gütiges Geschick uns zur Feier dieses Tages eine Biographie des großen Mannes geschenkt habe. Heute, wo sich Fellenbergs Geburtstag zum zweihundertsten Male jährt, dürfen wir erfreut feststellen, daß dieser Mangel inzwischen behoben wurde und auf die 1953 erschienene Fellenberg-Biographie von *Guggisberg* hinweisen, in welcher Leben und Wirken des bedeutenden bernischen Pädagogen umfassend dargestellt sind.

Daher scheint es angezeigt, bei dieser Gelegenheit nicht das dort mit gebührender Ausführlichkeit Mitgeteilte verkürzt und vergrößernd zu wiederholen, sondern durch den Neudruck der 1867 in *Gelzers* protestantischen Monatsblättern erschienenen Erinnerungen von Victor Aimé Huber an Fellenberg und Hofwyl uns den Stifter von Hofwyl in seinen besten Mannesjahren wie er leibt und lebt vor Augen treten zu lassen.

Schon der Weg, auf dem ein Separatum von Hubers Schrift an die Stadt- und Hochschulbibliothek in Bern gelangt ist, gibt uns interessanten Aufschluß über den Verfasser: Durch die Heirat von Claire Forster, einer Halbschwester Hubers, mit dem als bayrischer Forstinspektor tätigen Gottlieb von Greyerz (1778–1855) war die Familie seiner Mutter mit Bern verbunden. Huber schenkte 1868 seinem Neffen, Pfarrer Otto von Greyerz in Bern, seine Erinnerungen mit einer Widmung. Dieser hat auf dem Vorsatzblatt die Widmung durch genealogische Angaben ergänzt und die Schrift später der Stadtbibliothek übergeben.

Durch den Kontakt mit der Familie von Greyerz erfuhr die 1804 im Alter von 40 Jahren zum zweitenmal verwitwete Therese Huber von Fellenberg und Hofwyl und brachte Aimé aus dem einsamen Stoffenried bei Ulm dahin zur Ausbildung.

Diese Begegnung war nicht nur für den kleinen Knaben, sondern auch für Fellenberg von Bedeutung; denn Therese Huber war die Tochter des Professors für Altertumswissenschaften Christian Gottlob Heyne in Göttingen, welcher den heute meist nur mit Wilhelm von Humboldt in Verbindung gebrachten Durchbruch zum neuhumanistischen Bildungsideal im höhern deutschen Bildungswesen entscheidend vorbereitet und gefördert hat. Therese Heyne hatte als 19-

jährige dem Forschungsreisenden und Weltumsegler Georg Forster ihr Jawort gegeben, war ihm nach Wilna in Polen gefolgt, wo er eine Professur antrat, dann nach Mainz, wo Forster kurfürstlicher Bibliothekar war. Ludwig Ferdinand Huber, Aimés Vater, der in Dresden mit Körner und Schiller eng befreundet gewesen, nun in Mainz als Legationssekretär bei der kursächsischen Gesandtschaft tätig, wurde von Forster gefördert und in den Familienkreis aufgenommen. Als Forster sich 1792 ganz der französischen Partei anschloß und sogar nach Paris zog, wo er 1794 starb, stand Huber dessen Frau Therese und ihren zwei Töchtern, die bei Freunden ihres Vaters im schweizerischen Neuenburg Unterschlupf gefunden hatten, bei und vermählte sich mit ihr. Den Lebensunterhalt erwarb Huber durch schriftstellerische Tätigkeit und half auch seiner Frau ihre gewandte Feder entdecken, mit der sie sich nach seinem frühen Tod durchbrachte.

Trotz ihrem schweren und wechselvollen Schicksal geist- und lebensprühend, übergab Therese Huber ihren am 10. März 1800 in Stuttgart geborenen Knaben am 6. Mai 1806 Fellenberg in Hofwyl zur weitem Erziehung und Ausbildung. Dank ihren Verbindungen zu deutschen Gelehrtenkreisen konnte sie Fellenberg tüchtige Lehrkräfte vermitteln und so dem im Entstehen begriffenen Institut für Söhne höherer Stände von Anfang an ein bedeutendes Niveau sichern helfen (*Guggisberg II*, S. 274–285).

Fellenberg erkannte die hohe Begabung Aimés gleichsam auf den ersten Blick. Schon Ende Mai 1806 schrieb er an dessen Mutter: « In der Betrübniß, mit welcher ich meinen Emil, mein hoffnungsvollstes Kind, von Tag zu Tag mehr dem Grabe sich nähern sehe, gereicht es mir zu ungemeinem Trost, daß die Vorsehung mir ein anderes Kind schenkt, das mir nicht weniger Hoffnungen gewährt. Keins meiner Kinder interessiert mich so sehr wie Aimé, weil keins mir so befriedigende Hoffnungen gibt » (*Elvers I*, S. 47). Er sah in Aimé einen möglichen Nachfolger und versuchte, ihn in diese Richtung zu lenken, was schließlich zu Spannungen und 1816 zu dessen vorzeitiger Abreise führte.

Huber studierte dann in Göttingen und Würzburg Medizin und neuere Sprachen, war von 1833 an Professor für Literaturgeschichte in Rostock, Marburg und Berlin, betätigte sich nach 1851 als Sozialreformer und verwirklichte, wenn auch ausschließlicher auf die Arbeiterklasse beschränkt, manche aus Fellenbergs Ideengut und Lebenswerk stammende Anregung.

Die Bedeutung Hubers als zugleich kritischer und wohlwollender Zeuge für die Kenntnis von Wesen und Werk Fellenbergs beruht einerseits auf seiner « geistig und gemütlich gleich gewaltigen Persönlichkeit », so charakterisierte ihn 1865 Johann von Hoffinger (*Elvers II*, S. 412), andererseits auf seiner innigen Verbundenheit mit Hofwyl, wo er 1806 bis 1816 als Schüler weilte und das er im September 1828 sowie anfangs 1867 wieder besuchte.

Von seinem ersten Besuch schrieb Huber an seine Mutter: « ... nach Allem, was damals und seitdem in mir, mit mir und außer mir vorgegangen ist, kommt es mir freilich sonderbar vor, wieder hier zu sein, und ich bin halb wie im Traum, nachdem ich so unzählige Male geträumt habe, ich sei wieder in Hofwyl. Aber unser

altes Hofwyl ist es eigentlich nicht mehr, sondern es ist gar gewaltig stattlich und zum grand seigneur geworden» (*Elvers* I, S. 325).

Damit deutet Huber den Wandel des von Fellenberg im stürmischen Umbruch der Zeit 1799 als *retraite champêtre* gekauften Wylhofs zum Erziehungsstaat Hofwyl an, wo durch das Zusammenwirken seiner verschiedenen Abteilungen: Landwirtschaftliches Mustergut (ab 1800), Landwirtschaftliches Institut für Gutsbesitzer (ab 1809), Institut für Söhne höherer Stände (ab 1806), Wehrliche Schule für Armenknaben (ab 1810), Realschule für den Mittelstand (ab 1830) – um nur die wichtigsten zu nennen – junge Leute aus allen Ständen zur Verwirklichung einer bessern Welt in friedlicher Zusammenarbeit erzogen werden sollten.

Welche Anziehungskraft die einzelnen Institute besaßen, kann man einer Angabe *Scheidlers* in seiner 1839 erschienenen Schrift entnehmen, wo dieser berichtet (2. Artikel, S. 81), es seien bis 1838 in Hofwyl insgesamt 1691 junge Leute erzogen worden: 783 am landwirtschaftlichen Institut und im Institut für Söhne höherer Stände, 451 in der Wehrliche Schule, 210 in der Realschule und 247 in den Normalkursen für Lehrer. Wenn man bedenkt, daß die Institute bis zu Fellenbergs Tod (1844) weiterbestanden, so darf man als Gesamtzahl ohne zu übertreiben 2000 Zöglinge annehmen.

Den großen Wandel in der Schau der äußern und innern Hofwylerwelt von der Perspektive des Pubertierenden zur Sicht des weitgereisten gebildeten jungen Mannes empfindet man deutlich, wenn Huber von seinem damaligen Besuch in der Meikirchkolonie (vgl. unten S. 33) sagt: «Von Meikirch herab und auf dem ganzen Wege hatte ich die herrlichste Ansicht der Alpen und Sonnenuntergang. Nein, es gibt doch nichts Herrlicheres, – kaum etwas Ähnliches, – ich möchte jetzt sagen, nichts. Ich kann mich nicht satt sehen, und es ist mir wie Einem, der nach langem Durst nicht genug Quellwasser trinken kann. Ich meinte zuweilen, das Ungeheure in der Erinnerung sei mehr der Kindheit zuzuschreiben, – aber sie kommen mir gewaltiger, herrlicher vor, wie je, – während z. B. in Hofwyl alle Dimensionen ganz lächerlich eingeschrumpft sind» (*Elvers* I, S. 327).

Über die Begegnung mit Fellenberg berichtete er, sie seien im Gespräch gute zwei Stunden auf und ab geschritten: «Du kannst Dir denken, daß wir als vernünftige Leute uns prächtig empfangen haben. Von der Vergangenheit war nicht die Rede... Daß der gewaltige Haß und Abscheu, den ich lange vor Fellenberg hatte, eine Kinderei war, schäme ich mich gar nicht zu gestehen, obgleich solches Gefühl damals sehr natürlich und in der Ordnung war» (*Elvers* I, S. 325–327).

Über den spätern Besuch Hubers in Hofwyl weiß sein Biograph nur zu berichten, dieser habe sich 1866/67 zum Kurgebrauch in der Schweiz aufgehalten und sei dadurch in alte Tage zurückversetzt worden (*Elvers* II, S. 413). Hubers damaliger Besuch wird nicht nur durch den ersten Satz seiner Erinnerungen, sondern auch durch die Bemerkung über das jetzige – also 1867 bestehende – Hofwyl (siehe unten S. 59) belegt, wo er bezeugt, die Glieder der Fellenbergschen Familie bewiesen durch ihre ganze Lebenshaltung und Tätigkeit, daß sie auch die moralische Verpflichtung, die ihnen ihr Vater mit dem Erbe hinterlassen habe, treu-



lich anerkannten und fruchtbar zu machen wüßten, «... worüber jedoch Näheres nicht ohne Indiskretion mitzuteilen» wäre.

Daß Huber schon als junger Mann und besonders dann in späteren Jahren die 1816 seinen recht dramatischen Abgang von Hofwyl bewirkenden Differenzen mit Fellenberg als Kindereien zu erkennen, die Persönlichkeit und das Werk Fellenbergs richtiger und nüancierter zu beurteilen vermochte, beruht wohl auf der zutreffenden Einschätzung seiner eigenen Anlagen durch Fellenberg. Huber absolvierte – ähnlich wie seinerzeit Leonhard Euler, der auf väterliches Geheiß ein Theologiestudium beendete, bevor er den ihm durch seine mathematische Begabung vorgezeichneten Weg einschlug – auf Wunsch seiner Mutter ein Medizinstudium und schwenkte dann, ebenfalls einer bedeutenden Begabung folgend, zu Sprache und Literatur hinüber. Fellenberg, der Aimés Wesen im Kern wohl freier und richtiger erfaßt hatte als dessen von finanziellen Sorgen geplagte Mutter, sträubte sich daher hier und auch in andern Punkten gegen die mütterlichen Lenkungsversuche. Das Leben gab dem pädagogischen Scharfblick Fellenbergs recht, und Huber überwand die Empörung des Jünglings. Für uns macht ihn gerade dieses Durchleben einer sehr kritischen Phase zu einem besonders verlässlichen Zeugen.

Dieser Eindruck bestätigt sich, wenn man Hubers Erinnerungen mit dem von ihm dort im zweiten Satz erwähnten «sehr anziehenden Bericht von einem Besuch in Hofwyl» vergleicht. Dies ist möglich, weil die Stadtbibliothek Bern nicht nur das von-Greyerzische Separatum, sondern die ganze Folge von Gelzers protestantischen Monatsblättern besitzt.

Der Bericht (*Gelzer*, Bd. 28, S. 230–238), den Huber freundlicherweise – wohl um Unrichtigkeiten kein besonderes Gewicht beimessen und sie korrigieren zu müssen – einem Besucher zuschreibt, stammt mit größter Wahrscheinlichkeit von Pfarrer Wagner aus Stuttgart, der 1831 in Hofwyl als Geistlicher und Religionslehrer amtete. Huber hatte die Entwicklung des Hofwyler Erziehungsstaates miterlebt, sah ihn gleichsam von innen und kannte die Zusammenhänge. Wagner stand vor dem ausgebauten Erziehungsstaat und der gefestigten Persönlichkeit Fellenbergs. Er sah das Vielerlei, ohne – um es in der Sprache unserer Zeit zu sagen – erkennen zu können, daß alle diese Einrichtungen dazu bestimmt waren, ein unterentwickeltes Land durch Erziehung seiner Bevölkerung auf die nach damaliger Erkenntnis mögliche und nötige Stufe zu heben.

Die uns heute freigelegte und erschreckende Sicht auf die Probleme der Entwicklungsländer und das erwachende Bewußtsein, daß es letztlich auf der Erde für die Menschheit keinen Frieden geben kann ohne politische und soziale Gerechtigkeit, waren Fellenberg schon in einem starken Maße gegeben. Er fühlte sich dadurch aufgerufen zu pädagogischem Wirken und erscheint uns heute in manchem wohl zeitgemäßer als seinen Zeitgenossen.

Weil Huber Fellenbergs Bedeutung klar sah, rechtfertigt sich unser Versuch, Philipp Emanuel von Fellenbergs zweihundertsten Geburtstag durch die Publikation von Hubers Erinnerungen zu feiern.

## ERINNERUNGEN AN FELLENBERG UND HOFWYL

Von Victor Aimé Huber

Der Antrieb zur Auffrischung und Aufzeichnung dieser Erinnerungen ergab sich sehr natürlich durch einen Wiederbesuch der Stätte, die Schreiber dieses als Kind vor 61 Jahren zum ersten Mal betrat und wo er den größten Theil seiner Jugend – wie sich leicht ermessen läßt, nicht ohne nachhaltig entscheidende Wirkungen für sein ganzes Leben – zubrachte. Den Gedanken an Veröffentlichung erzeugte dann der mir gleichzeitig zu Gesichte kommende, in diesen Blättern veröffentlichte, sehr anziehende Bericht von einem Besuch in Hofwyl, – nicht etwa zur Widerlegung oder Kritik, sondern lediglich zur Ergänzung, besonders in Beziehung auf eine frühere Zeit, – auf die *Anfänge* von Hofwyl. Der besondere Beruf zu einer solchen Darstellung wird mir wenigstens insofern nicht abzuschreiben sein, als ich mich rühmen kann, der (chronologisch) *erste* Zögling der Anstalt und einer der wenigen überlebenden einer ersten, fast mythischen Periode zu sein. Dabei aber mögen mir noch einige vorläufige Bemerkungen gestattet werden.

Es handelt sich hier im Wesentlichen um *persönliche* Erinnerungen aus sehr entfernter Jugendzeit, die sich nicht bloß oder unmittelbar auf Fellenberg's *Person* beziehen, sondern auch und hauptsächlich auf *Hofwyl* und namentlich auf die höhere Erziehungsanstalt, an deren Wiege ich nicht nur gestanden, sondern selbst in ihr gelegen. Nun wird im Allgemeinen zuzugeben sein, daß der Schöpfer eines Werkes sich gefallen lassen muß, daß man sein Werk gewissermaßen als Spiegel seines Wesens oder doch als sehr wesentliches Hülfsmittel und Material zur Kenntniß der Person betrachtet und benutzt. Das Werk lobt oder tadelt den Meister, auf jeden Fall aber *zeigt* es den Meister. Dem Leser zwar muß es hier hauptsächlich überlassen bleiben, das gegebene Bild der Hofwyler Zustände als Material in diesem Sinne zu benutzen, – ohne daß ich es mir jedoch versagen möchte, mit einigen eigenen Reflexionen, auch aus späterer, reiferer Zeit, zum Theil mit Beziehung auf fremde Urtheile an dieser Operation mich nachhelfend zu betheiligen. Ja, es dürften auch *Urtheile* aus jener selbsterlebten Periode nicht ohne Bedeutung für deren Darstellung sein. Es sind besonders Äußerungen der gleichsam öffentlichen Meinung des «*jungen*» Hofwyls als Erziehungsobjects. Die *vox populi*, oder die Gesinnungen und Ansichten, die sie ausspricht, gehört unstreitig mit zu den thatsächlichen *Zuständen* einer Zeit, eines Volkes, einer Anstalt und zu den sehr wesentlichen Zügen des eigenen Bildes, welches der Schöpfer derselben darin erzeugt hat. Sehr zweifelhaft zwar mußte ich bei diesem Versuch darüber sein, wie weit ich meine eigene, damals jedenfalls sehr kleine

und auch jetzt sehr unerhebliche, Person in den Vordergrund zu stellen oder überhaupt zu produciren wagen dürfte. Daß dies nicht ganz zu vermeiden, wo es sich eben um persönliche Erinnerungen handelt, wird billigerweise zugegeben werden. Über das Mehr oder Weniger läßt sich streiten, und ich muß es eben der Billigkeit, vielleicht der eigenen Jugenderinnerung des Lesers überlassen, zu entscheiden, ob des Guten oder doch an sich Zulässigen hie und da zu viel geworden. Meines Theils muß ich freilich gestehen, daß ich dabei meiner öffentlichen Verantwortlichkeit wenig eingedenk war und mich vielmehr von dem Strom oder Bächlein der Jugenderinnerung treiben ließ. Diese aber haftete begreiflich besonders an heiteren, ergötzlichen Punkten, an Kindereien, mit *einem* Wort – *pueri puerilia tractant* –, die aber in dem Bilde einer Kinder- oder Knabenwelt, *wenn* ein solches um des ernstern Zweckes willen *an sich* berechtigt und erwünscht erscheint, doch nicht zu den am wenigsten charakteristischen Momenten gehören können. Sollte der Leser durch die große Ausführlichkeit und Lebhaftigkeit dieser Erinnerungsbilder zu einigem Mißtrauen über deren Naturtreue veranlaßt werden, so wolle er erwägen, daß für den Darsteller die Zeit gekommen ist, wo die Erinnerungen entfernterer Erlebnisse und namentlich jene aus der Jugendzeit in dem Grade lebhafter, deutlicher und farbiger werden, wie die dazwischen liegende Strecke und besonders die dem hohen Alter nächste Periode erblaßt und zurücktritt. Ich selbst war während der Aufzeichnung oft erstaunt und fast erschreckt über die Deutlichkeit und Nähe, worin jene Bilder plötzlich vor mir aufstiegen. Übrigens wird wohl kaum Jemand dafür stehen können, daß bei solchen Aufzeichnungen nicht der Wahrheit mehr oder weniger unbewußte Dichtung sich beimische. Endlich wird in einer solchen Darstellung wohl keine strenge chronologische oder sonst systematische Ordnung gefordert werden. Doch zur Sache!

Nach dem Tode meines Vaters (1804) fand sich meine Mutter durch mehrere dringende Rücksichten zu dem Entschluß veranlaßt, mir in einer geeigneten Anstalt die Erziehung geben zu lassen, zu der in einem abgelegenen Dorfe im Donauried jede Bedingung fehlte. Durch gemeinsame schweizer Freunde auf Fellenberg aufmerksam gemacht, der damals mit den vorbereitenden Schritten zur Ausführung seiner pädagogischen Pläne beschäftigt war, beschloß sie, mich diesem Manne anzuvertrauen, zu dem schon mein seliger Vater einige Beziehungen gehabt hatte und den er sehr hoch stellte. Für Fellenberg seinerseits konnte es theils nur erwünscht sein, überhaupt einen wirklichen *Anfang* mit der Erziehung fremder Kinder zu machen, theils war es für seine Sache nicht gering anzuschlagen, daß meine Mutter in der Lage war, dieser Sache in Deutschland in manchen einflußreichen Kreisen Freunde zu werben. Der Umstand, daß es sich damals in Hofwyl noch gar nicht um eine eigentliche Erziehungsanstalt handelte, sondern nur um Pläne, Aussichten und entfernte Vorbereitungen zu einer solchen, trug wohl eher dazu bei, meine Mutter in ihrem Entschluß zu bestärken, indem mir unter diesen Umständen *die* Vortheile oder Wohlthaten um so mehr gesichert waren, die für das kaum sechsjährige Kind am meisten zu wünschen waren und

die nur ein wirkliches Familienleben, die Pflege und Zucht einer *mütterlichen* Hand, mit *einem* Wort die *Kinderstube*, gewähren konnte.

Im Mai 1806 wurde die Reise angetreten und den sechsten dieses Monats (das genaue Datum finde ich in einem Brief meiner Mutter) gegen Abend war es, als wir den von allen Seiten sanft ansteigenden Hügel der Feldmark von Hofwyl – damals noch «der *Wylhof*» genannt – und auf der Höhe das Herrnhaus (den sogenannten «Herrnstock») mit seinem wunderlichen hohen, dünnen, aus der Mitte des Daches hervorspringenden Thurm erblickten. Für einen Knaben, der nichts von der Welt kannte als Ulm, die Donau und die Umgebungen auf zwei bis drei Stunden weit und besonders sein einsames Walddörfchen, war die Lage und Umgebung gleich beim ersten Blick die gewinnendste: wohlbestellte Felder, stattliche Gebäude, in einem Wald von Obstbäumen halb versteckt, seitwärts ein freundliches Bosquet, am Fuße des Hügels nach der einen Seite ein weites Wiesenthal mit zwei kleinen See'n, an den jenseitigen Abhängen freundliche Dörfer, aus Obstgärten hervorgrüßend, darüber hinaus am westlichen Horizont der blaue, scheinbar wandartige Zug des Jura, nach Norden die Waldhügel des Grauholzes, dessen waldige Ausläufer nach Osten und Süden bis dicht an die Hofwyler Grenze heranreichen, darüber aber am südlichen Horizont, dem ungewohnten Auge des Bewohners der Ebene anfangs wie phantastische Wolkengebilde erscheinend, die Oberländer Hochalpen, die Jungfrau und ihr Gefolge und Nachbarn in aller unvergleichlichen Herrlichkeit.

Jenseits des Grenzsteins ging es in einer Allee alter Kirschbäume in vielversprechender voller Blüthe nach dem großen Hof und seinen stattlichen Scheunen mit den eigenthümlichen Berner «Auffahrten»; an einem Thorweg links stiegen wir aus. Nun ging es – ich nicht ohne Herzklopfen und Verwunderung der Dinge, die ich sah, und noch größerer Erwartung dessen, was da kommen sollte – unter alten Ulmen und Linden auf den kleinen Hof und vor den Perron des «Herrnstocks» und seine von Säulen getragenen Vorhalle, die mir freilich damals mehr imponierte als später. Hier trat uns Fellenberg entgegen. Der Eindruck, den die ganze Erscheinung des Mannes auf den kaum sechsjährigen Knaben machte und der doch nicht ganz unerheblich für dessen Charakteristik erscheinen dürfte, läßt sich am besten aus meiner halbleise an meine Mutter gerichteten Frage erkennen: «Mais, Maman, c'est donc notre général?» Sie bezog sich auf ein Portrait des (damals schon) *Kaisers* Napoleon als General Bonaparte, welches in Stoffenried (in unserem Walddörfchen) in der Mutter Stube hing und woran sich für mich das kindische, aber heiße Interesse an dem italischen und ägyptischen Feldzug und für die gewissermaßen selbsterlebten Kämpfe des Feldzugs von 1805, der Belagerung und Einnahme von Ulm u. s. w. knüpfte. So hatte der aufgehende Komet des Jahrhunderts den Ehrentitel *notre général* erhalten und spielte eine große Rolle in meiner kindischen Phantasie und den Kämpfen der Dorfjugend. Mutter fand den Vergleich sehr treffend, und wer sich jenes bekannten oder anderer Portraits des *Generals* oder *Consuls* noch erinnert, kann sich danach sehr leicht ein Bild von Fellenberg machen, wie er uns damals, etwa sechs und dreißig



Jahre alt, erschien, wenn man nur den Ernst der Züge zu dem Ausdruck eines sehr freundlichen Willkommens erheitert und erweicht. Die vergleichende physiognomische Deutung dieser Züge bei diesen beiden Männern bleibt dem Leser überlassen – mir jedenfalls war vom ersten Augenblick an die Wahlverwandtschaft instinctmäßig klar und ist mir seitdem nie zweifelhaft geworden –, versteht sich, unter den günstigsten Voraussetzungen der ursprünglichen Napoleonischen Natur und ihrer unter *anderen* Umständen möglichen Entwicklungen. Wie dem auch sei, der Eindruck dieser Züge stimmte durchaus zu der ganzen Erscheinung des Mannes, der uns in Hofwyl willkommen hieß. Ein fein gebauter, doch nichts weniger als schwächlicher Körper mittlerer Größe mit anmuthigen, elastischen Bewegungen, einfachem, aber sorgfältigem Anzug und im besten Sinn durchaus weltmännischen Manieren. Der im Allgemeinen und vorherrschend ernste Ausdruck der Züge konnte unter Umständen von so freundlichen, gewinnenden, wahrhaft liebenswürdigen Sonnenblicken überflogen erscheinen, wie ich es kaum an einer andern Persönlichkeit meiner sehr weiten Bekanntschaft gesehen habe. Freilich lag auch der Übergang zum Ausdruck des finstersten Ernstes, Mißtrauens und heftigsten Zornes schon in der Anlage nahe genug. Auch die Stimme lag in ihrem mittleren, gewöhnlichen Ton gleich bereit zu solchen Modulationen nach beiden Seiten. Dazu kam noch, daß er sich in milderer Stimmungen so gut hochdeutsch oder französisch ausdrückte, als es dem Berner Organ gegeben sein mag, während in mißliebiger Aufregung der härteste «bärndütsche» Dorismus seine Donner losließ. Es ist immerhin möglich, daß in der Erinnerung an diese erste Begegnung und die erste Zeit meiner Mitgliedschaft der Fellenbergischen Familie einige Züge aus späteren Perioden mit einfließen, jedenfalls aber ist gewiß, daß auch damals und in den günstigsten, damals vorherrschenden Zeiten ruhiger oder freundlicher Haltung, welche sehr lebhaftes Vertrauen und Liebe bei Anderen und besonders bei der Jugend erzeugen zu können schien, doch auch solche Züge und Anzeichen nicht fehlten, die nicht nur den reifern Menschenkenner, sondern auch den Instinct des Kindes vor allzu großer Sicherheit auf den Gewässern dieses Gemüths – nel lago del cuore, mit Dante zu reden – warnen und an die Möglichkeit heftiger Stürme erinnern konnten. Auf der hohen Stirn lag etwas Drohendes und unter dem freundlichen Blick in dem tiefen Hintergrund des Auges und neben den Gemüthlichkeitsfalten an dem Augenwinkel zeigte sich dem aufmerksamen Beobachter, wie eine glimmende Kohle, der Ansatz gleichsam zu einer düstern, verhaltenen Gluth, die plötzlich, alles Andere verzehrend, hervorbrechen könnte. Und an solchen Ausbrüchen fehlte es denn auch wirklich schon in der ersten Zeit nicht ganz, und unter Verhältnissen und Aufreizungen mancher Art, wie sie dann später mehr und mehr eintraten, wurden solche Gewitter häufiger und heftiger und zeigten sich die Wirkungen auch in besseren und immer noch die Regel bildenden Zeiten in den Zügen als Ausdruck der entsprechenden, gleichsam ständigen Verfinsterung der Stimmung. Aber auch später brach gelegentlich immer wieder ein solcher Sonnenblick durch, als Zeuge der tieferen und nur gleichsam verschütteten Gemüthsanlagen.

Zuweilen auch hatte Fellenberg einen Ausdruck in Gesicht und Haltung, den ich nicht wohl anders denn als etwas Heroisches zu bezeichnen wüßte. Jedenfalls weiß ich, daß gelegentlich dergleichen Augenblicke auf die Hofwyler Welt mit Einschluß etwa anwesender Fremden, vor Allem aber auf *uns* (wie ich fortan kurzweg die Anstaltsjugend bezeichnen werde) einen *solchen* Eindruck machten und zeitweise wieder einen gleichsam sympathischen Stolz in uns erweckten, vor dem die leider zunehmend vorherrschende Stimmung von Scheu oder Bitterkeit zurücktrat, welche seine allgemeine Haltung und manche einzelne Ausbrüche auch uns gegenüber erzeugten. Ich erinnere mich unter manchen anderen Fällen, wie sie etwa ungehorsamen, trotzigem Knechten oder bösen Nachbarn gegenüber wohl vorkamen, noch sehr lebhaft eines Abenteuers, welches allerdings besonders geeignet war, auf die knabenhafte Phantasie nachhaltiger zu wirken als vielleicht ernstere, wichtigere Erlebnisse. Zur Anschaffung der beim Unterricht und Übungen im Reiten nöthigen Pferde wurden 1813 die österreichischen Truppenzüge durch die Schweiz benutzt, um ausrangirte Cavaleriepferde zu kaufen, – eine Operation, wobei die Wohlfeilheit freilich mehr in Betracht kam als die Güte der Waare. Neben einigen sehr kläglichen Rosinanten zeichnete sich ein Fuchs bester ungarischer Zucht und entsprechenden Baues und Ganges so sehr aus, daß er beim ersten Anblick den allgemeinsten Jubel erregte und die Weisen des Landes meinten, für den Preis, den Fellenberg in Basel (wo er ihn gekauft) gezahlt haben sollte, sei das Pferd «*geschenkt*». Bald aber zeigte sich der *Haken* an der Sache, indem gleich bei den ersten Versuchen, ihn zu besteigen, der Fuchs ein so bösesartiges, unbändiges Gemüth und Gebaren zeigte, daß bald keiner der erwachsenen Anwesenden, die sich als mehr oder weniger geübte Reiter geltend machten, mit ihm zu schaffen haben mochte. *Uns* aber wurde alle Hoffnung benommen, jemals seine nähere Bekanntschaft zu machen. Was eigentlich geschehen sollte, blieb bis zu Fellenberg's Heimkehr aus Basel dahingestellt, wo er, wie es hieß, mit den verbündeten Fürsten verkehrte und die wichtigsten Dinge verhandelte. Als er nach einigen Tagen eintraf, wurde dann bald der «*Braune*», wie wir ihn nannten, gesattelt und vorgeführt. Zugleich war Alles auf den Beinen, Groß und Klein, Herren, Knechte und Mägde, Männer, Frauen und vor allem die liebe Jugend in hellen Haufen und großer Aufregung, bald durch Zulauf aus den benachbarten Dörfern und von den Feldern verstärkt. Als nun Fellenberg aus dem Hause trat, zeigte sein ganzes Wesen eben jenen «*heroischen*» Ausdruck und Haltung so auffallend, daß es wie ein elektrischer Schlag durch die lärmende Menge zuckte und alsbald tiefes gespanntes Schweigen eintrat, noch ehe das erwartete Schauspiel oder der Kampf begann. Dies verzog sich ein paar Minuten, da Fellenberg noch mit einigen scharfen Worten die schüchternen Einwendungen seiner Frau und einiger anderer weiblichen Hausgenossen abzuwehren hatte, ehe er rasch an das Thier herantrat. Wer nun je die Bändigung eines wilden Rosses durch einen festen Reiter mit angesehen, der mag sich das Schlimmste, d. h. *Beste* in der Art, in's Gedächtniß rufen, um sich einen Begriff von dem zu machen, was sich hier vor unseren Augen begab, und von dem Eindruck, den es auf uns machte. Der

Actus des Besteigens ging schneller und leichter vor sich, als man hätte denken sollen, da der Reiter dem Pferd nicht (wie es bei den früheren Versuchen geschehen) die Zeit zu einem ernstlichen Widerstand ließ, sondern so rasch in den Sattel voltigierte, daß es einen Augenblick wie verduzt still stand und erst durch ein paar tüchtige Sporenstöße, womit der Reiter dem zu erwartenden Ausbruch seiner Wuth zuvorkam, zur vollen Besinnung gebracht wurde. Diese machte sich dann in einer ununterbrochenen Reihe solcher Sprünge geltend, daß alles früher Geleistete Kinderspiel dagegen war: hinten und vorne ausschlagen, dann wieder mit allen Vieren ein paarmal hintereinander hoch in der Luft, dann auf den Hinterbeinen, gleichsam tanzend, die Gelegenheit zum Hintenüberschlagen suchen, dem aber der Reiter ebenso oft durch rasches Herabspringen zuvorkam, um wieder in dem Augenblick im Sattel zu sitzen, wo die Vorderbeine den Boden wieder berührten. Dies alles zunächst eine gute Weile in einem engen Kreise sich drehend, dann plötzlich im tollsten Rennen auf den großen Hof hinaus, dann hinter den Scheunen weg über und durch Misthaufen und Mistgruben, dann zu dem einen Scheunenthor hinein und nach einem tollen Tanz auf der Dreschtenne zum andern Thor wieder hinaus; dann – nach einer Pause bockbeinigen Nachdenkens – ebenso durch den nächsten Kuhstall gefahren, wobei der Wunsch, so hoch zu springen, daß der Kopf des Reiters an dem Thürbalken zerschmettert werden sollte, nicht zu verkennen war. Dabei wurde über Alles, was an Pflügen, Karren und sonstigem Ackergeräth im Wege war, ohne allen Aufenthalt wegesetzt. Dies Schauspiel entzog sich allerdings zum Theil unseren Blicken hinter den Hofgebäuden, während doch unser Gehör durch das Stampfen der Hufe und noch mehr durch das unglaublich boshafte Schreien des Thieres uns hinreichend im Laufenden hielt. Das Übrige verkündeten die staunenden Berichte der Wenigen, die sich gegen strengen Befehl von der in sicheren Stellungen versammelten Menge losmachten und den Bewegungen dieses centaurischen Kampfes auch auf jenes gefährliche und gebrochene Terrain, doch in respectvoller Entfernung, folgten.

Dann plötzlich stürmte es wieder auf den Hof hervor, trieb sich dort einigemal in tollem Wirbel um und verschwand dann wieder hinter den Scheunen, und so einigemal. Bald aber merkte man dem Pferde an, daß es anfangs, seinen Meister zu spüren, und nach einer etwas längeren Abwesenheit hinter den Coulissen kam es ganz schaumbedeckt und mit blutenden Seiten, aber in ziemlich stätigem Trabe hervor, und nach einigen Touren um den Hof wurde vor dem Perron gehalten, von wo die wilde Jagd ausgegangen war. Fellenberg stieg sehr ruhig ab und ließ das Pferd mit einigen Verhaltensbefehlen an den Knecht abführen. Während des Tanzes hatte sein Ausdruck, wenn wir ihn einmal recht in's Auge fassen konnten, etwas fast unheimlich Strenges, Gespanntes, fast Steinernes, und er gab keinen Laut von sich; als er aber abgestiegen war, grüßte er die zunächst umherstehenden Erwachsenen mit freundlichem, fast ironischem Lächeln, aber einem Blick, dessen Schärfe nicht sehr damit harmonirte und über dessen Bedeutung nachher viel gestritten wurde. Dann stieg er rasch den Perron hinauf

und führte oder drängte seine Frau, die mit ihrem weiblichen Gefolge sich bisher nur hinter den Gardinen am Fenster gezeigt hatte und erst jetzt hervortrat, in's Haus zurück, dessen Thüre sich vor unseren Blicken verschloß.

Wenn ich dieses Abenteuer ausführlicher behandelt habe, als es vielleicht in den Augen des Lesers verdient, so hat doch hoffentlich eben die Lebendigkeit der Erinnerung, die mich hinriß, hinreichend bewiesen, daß es sich dabei um einen sehr wichtigen pädagogischen Factor handelt, – vielleicht auch um einen gleichsam typischen Moment zur Charakteristik des Mannes. Jedenfalls machten solche Momente in unserem innern Verhältniß zu Fellenberg wenigstens vorübergehend gar Manches gut, was sich mehr und mehr zu einer Verstimmung der «öffentlichen Meinung» festzusetzen begann. Fellenberg war uns als *Held* (nach unserem kleinen Maß und Begriff) weit lieber, als wenn er als gewiß sehr aufrichtiger väterlicher Freund unser Gemüth und Vertrauen zu gewinnen suchte; um so mehr, da solcher Abenteuer sich dann sehr wirksam an dunkle Sagen knüpften, die in Hofwyl umgingen, von seinen Kriegsthaten zur Zeit der französischen Invasion (1798). Davon hatte bekanntlich jedenfalls *so viel* guten Grund, daß er damals an der Spitze eines Haufens zuchtloser Bauern, des nach der Einnahme von Bern im Rückzug aufgelösten Landsturms, das Seinige that, um den Widerstand im Emme[n]thal zu organisiren, wobei vielleicht die Gefahr von Seiten der eigenen Leute größer war als von Seiten des Feindes. Jedenfalls gehörte mehr Muth dazu, dem Schicksal des unglücklichen Generals Erlach und anderer Führer, die soeben von den meuterischen Bauern in gräßlicher Weise ermordet waren, entgegenzugehen, als den französischen Kugeln. Immerhin aber gehörte Fellenberg schon damals und auf diesem Felde zu den Wenigen seines Standes, die Herz und Kopf am rechten Fleck behielten und des *wahrhaft* aristokratischen Berufs sich würdig zeigten. Wenn ich übrigens des besonders durchschlagenden Eindrucks wegen, den jenes Abenteuer auf uns machte, diese active Seite des Fellenbergischen Heroismus hervorhob, so darf ich doch nicht vergessen, daß auch Momente vorkamen, wo dieselbe Eigenschaft des Mannes uns nicht viel weniger imponierte, obgleich sie sich in dulddender Form bei schweren Unfällen, aber mit der Weihe echt christlicher Mannhaftigkeit zeigte. So erinnere ich mich einiger Momente, wo wir, nach einer furchtbaren Nacht von Gewittersturm und Hagel Fellenberg Morgens früh auf die Felder folgten, wo – bei ohnehin schweren Zeiten – die noch den Abend vorher in reichem, hoffnungsvollem Segen strotzende Ernte recht eigentlich in Grund und Boden geschlagen war. Ich sehe noch den Mann mit schmerzlich-edlem Ausdruck des ernstesten Angesichts, den Blick gen Himmel, mit gefalteten Händen, mit betender Bewegung der Lippen inmitten des Kreises der Seinigen, der Zöglinge, des Gesindes und mancher Nachbarn stehen und dann sogleich zu rascher, ruhiger, entschiedener Anordnung dessen, was noth that, mit eigenem rüstigen Handanlegen übergehen. – Von diesen weit vorgreifenden Einzelheiten, wozu der Wunsch verleitete, die ganze persönliche Erscheinung des Mannes gleichsam bei der ersten Begegnung dem Leser anschaulich zu machen, kehre ich nun zu diesen Anfängen unseres Hofwyler Lebens zurück.



Und hier fühle ich es fast als Vorwurf, daß ich jetzt erst der «*Mama Fellenberg*»<sup>1</sup> gedenke, deren wahrhaft mütterlich stellvertretender Pflege ich sogleich nicht nur übergeben *wurde*, sondern mich selbst mit ganzem Herzen hingab, als sie einige Augenblicke nach der ersten Begegnung mit Fellenberg uns im Saal entgegentrat. – Eine in Angesicht, Blick, Gestalt, Haltung, Bewegung und Rede so gewinnende, anmuthige Erscheinung, wie ich mich kaum einer ähnlichen aus meinem langen Leben erinnere. Es lag darin etwas so Einfaches, Natürliches, Heiteres und zugleich Vornehmes und bei durchaus häuslicher Toilette Elegantes, ein so harmonisches Bild der noch jugendlichen Gattin, Mutter und Hausfrau, daß gewiß Keiner von denen, die sie gesehen, sich ohne Wohlgefallen daran erinnert. Bei denen, die sie näher beobachten konnten, war jedoch damit ein leidender und fast scheuer, ängstlicher Zug, wenn auch nur in leisem Anflug, verbunden, der mit den Jahren zunahm und eben deshalb sich auch meiner Erinnerung wohl deutlicher eingepägt hat, als es nach meiner kindischen Weise schon bei jenem ersten Anblick vielleicht möglich war. Sehr bestimmt ist mir aber dieser Eindruck schon aus den ersten Jahren geblieben, wo er sich an gewisse Strafacte knüpft, welche Fellenberg mit großem Ernst und Nachdruck und trotz des auch uns unverkennbaren eigenen tiefen Schmerzes an einem seiner Söhne übte. Kann ich auch diesen Unterschied jetzt nicht mehr feststellen, so ist mir die Erinnerung an den wohlthuenden Eindruck um so lebhafter gegenwärtig, den sowohl auf meine Mutter als auf mich die ganze Erscheinung damals und später machte. So folgte ich ihr, während meine Mutter sich bald in eifrige ernste Gespräche mit Fellenberg versenkte, bereitwilligst, als sie mich bei der Hand nahm und in die Kinderstube führte, worin meine Hofwyler Erziehung ihren bescheidenen Anfang nehmen sollte, als des ersten und damals einzigen Zöglings oder Objects oder Grundsteins der schon öffentlich viel besprochenen «*Erziehungsanstalt für höhere Stände*». Ich fand dort als ebenbürtige Collegen einen Sohn und eine Tochter in meinem Alter und daneben (ziemlich unter meiner Notiz) zwei noch kaum in die Kinderschuhe *eingetretene* jüngere Geschwister. Zugleich wurde ich einer jungen Dame als unserer nächsten und unmittelbaren pädagogischen Behörde übergeben, die wir «*Tante Cécile*»<sup>2</sup> zu nennen instruiert waren und von der ich in diesem Verhältnis nur noch eine sehr dunkle, doch nicht unangenehme Erinnerung habe. Sie verließ Hofwyl nicht sehr lange nach meinem Eintritt, wie es hieß, um eine Gouvernantenstelle in Rußland anzunehmen. Von dort verbreitete sich dann mehrere Jahre später die Kunde, sie habe (in allen Ehren – wie wir nicht anders voraussetzten) ein sehr nahes und zartes Verhältniß zum Kaiser Alexander gehabt, mit großem, sittlich und religiös wohlthätigem Einfluß, – ob als Nachfolgerin oder Vorgängerin der bekannten Frau von Krüdener, ist mir nicht erinnerlich, jedenfalls aber in ähnlichem Geist.

Erinnerungen aus der *Kinderstube* würde ich dem Leser begreiflich nicht vorführen, auch wenn sie zahlreicher und lebhafter wären, als sie sind, wenigstens was unmittelbar persönliche Leiden und Freuden betrifft. Im Allgemeinen kann ich nur sagen, daß der regelmäßige Unterricht schwerlich eine große Rolle spielte,

wie ich schon aus dem häufigen Wechsel der Lehrer schließe. Unter diesen ist mir nur noch einer lebhafter erinnerlich, jedoch leider nur als eine für uns Kinder sehr komische Figur, weshalb ich auch seinen Namen lieber weglasse. Und doch hatte seine sehr vorübergehende Erscheinung, wenn nicht in unserem kindischen Bewußtsein, doch in der That auch eine ernstere Bedeutung. Mit ihm trat zuerst in das bisher noch ganz *schweizerische* Leben Hofwyl's das *norddeutsche* Element ein, das dann bald in würdigerer Vertretung einen entscheidenden Einfluß auf die weitere Entwicklung erlangen sollte. Immerhin mochte übrigens Manches von dem, was uns an dem guten Manne lächerlich vorkam, eben nur *fremdartig* sein. Jedenfalls findet mit ihm, wenigstens in meiner Erinnerung, die gleichsam mythische oder patriarchalische Zeit der Kindheit und Kinderstube ihren Abschluß, der ich nur noch einige allgemeine Züge widmen kann. Des Mythischen nicht weiter zu gedenken, welches eben nur in Unbestimmtheit meiner Erinnerungen liegen mag, die sich *nach* jenem ersten Eintritt für Einzelheiten mehr und mehr verwirren und trüben, wird jene Zeit wohl unbedenklich in der ganzen Lebenshaltung als eine *patriarchalische* zu bezeichnen sein. Hier kann ich z. B. hervorheben, daß die beiden Oberknechte Mittags mit an dem sehr einfachen Herrntisch saßen und daß Fellenberg nicht selten vom Pflug abgerufen werden mußte, wenn ihn Fremde sprechen wollten, – und zwar geschah dies noch über das Ende dieser Periode hinaus und als unter solchen Besuchern schon einige vornehme, berühmte oder doch bekannte Personen waren. Auch die Sprache des Hauses war entweder geradezu der Berner Dialekt oder doch ein durch diesen stark gefärbtes Hochdeutsch, oder in der Intimität der Familie Französisch. Mit diesen und ähnlichen Zügen stimmte denn auch damals noch die ganze häusliche Einrichtung durch große Einfachheit überein, die indessen nicht nur der größten Ordnung und Reinlichkeit, sondern auch jenem aristokratischen Wesen durchaus keinen Eintrag that, welches nicht nur in der Persönlichkeit der Herrschaft, sondern auch in alten massiven, aber schmucklosen Möbeln sich aussprach. Um so größeren Eindruck machten bei seltener Vorweisung auf uns eben in dieser Einfachheit einige Familien-Keimelien, welche von dem berühmten Holländischen Seehelden Tromp herrührten, mit dem Herr von Fellenberg mütterlicherseits verwandt war, – darunter z. B. ein Theekasten(?) von Bernstein, ein wahres Kunstwerk. Ob die Art von gleichfalls ziemlich patriarchalischer Polizei, welche sich jedenfalls in der Hofwyler *Sage* verewigte, wirklich geübt worden, oder ob sich bei mir die *Sage* zur Erinnerung gestaltete, – genug, ich *habe* die sehr lebhaft Erinnerung, daß wir Fellenberg gesehen und gehört, wie er oben auf dem Thurm als einer Hochwacht, sein ganzes Reich übersehend und mit Adlerblick Übertretungen, Unordnung oder Faulheit bemerkend, mit weithin schallendem Sprachrohr die Schuldigen aufschreckte und mit weiterer Strafe bedräute. Jedenfalls knüpft sich daran – war es nun *Sage* oder Erlebniß – in meinen kindischen Gedanken die erste Idee oder Ahnung der göttlichen Allgegenwart und strafenden Gerechtigkeit. Nicht als wenn solchen Gedanken eine correcte pädagogische und unmittelbare Anregung und Pflege fehlte. Denn obgleich ich mich eigentlich und

specifisch christlicher Eindrücke nicht erinnere, so weiß ich noch sehr wohl, daß der Tag, wo Fellenberg irgend Zeit hatte, oder doch wenn etwas Mißliebigeres vorgefallen war, nicht ohne einen Augenblick sehr ernster und in allgemeinerem Sinne frommer Ermahnung und Hinweisung endete, wobei des Hausvaters bei aller Strenge und Feierlichkeit doch meist wahrhaft liebevolles Wesen und die milde Theilnahme der Hausmutter einen tiefen Eindruck auf uns Kinder machten. Von Gebet jedoch, wie ich es zu Hause gewohnt war, fehlt mir jede Erinnerung, womit übrigens gegen die Tatsache selbst nichts gesagt sein soll. Die angenehmsten Erinnerungen aus jener Zeit meiner unbedingten Angehörigkeit zur *Familie* beziehen sich auf die Besuche, die in *Kersatz* bei den Eltern der Frau von Fellenberg gemacht wurden, welche dort in herrlicher Gegend ein stattliches, schloßartiges Landhaus bewohnten, umgeben von großen, schönen und namentlich an feinstem Obst und Beeren Überfluß bietenden Gärten, worin wir ziemlich freie Kundschaft hatten. Der Großvater, Herr von Tscharner<sup>3</sup>, war uns freilich bei aller Freundlichkeit eine fast unnahbare Respectsperson. Ein großer, stattlicher Mann, ein rechtes Muster eines Berner Aristokraten der alten Zeit, wie sie damals noch, wenn auch nur in schwachem Nachklang, vom Volk in einer Art von Nationalhymne (wenn der viel gemißbrauchte und sogar neuerdings auf den Großtürken angewendete Ausdruck gestattet ist) als «üsi liebe gnädige Herre» verehrt wurden. Man sah ihm den an ziemlich unbeschränkten Befehl gewöhnten ehemaligen *Landvogt* gar wohl an. Daß er aber zu den besten Ausnahmen dieser mit Recht oder Unrecht viel verschrieenen Berner Proconsuln gehörte, beweist wohl zur Genüge die auch uns später mitgetheilte Thatsache, daß Pestalozzi mit dem Landvogt «*Arner*» in seinem «*Lienhard und Gertrud*» eben unsern Großpapa – Tscharner «vo Chäsetz» – geschildert und gemeint habe.

Diese Zeit der Kindheit für mich und für die Hofwyler Pädagogik nahm im Anfang des Jahres 1809, wenn ich nicht irre, ein Ende. Die nächste Periode angehender Reifung wurde angekündigt und eingeleitet durch das oben schon angedeutete Auftreten eines durch meiner Mutter Vermittelung von ihrem Vater *Heyne* in Göttingen dringend empfohlenen Schülers *Herbart*'s. *Griepenkerl*<sup>4</sup> war an Gesicht und Gestalt einer der classisch schönsten und imposantesten Männer, die mir je vorgekommen, und seine geistige und sittliche Begabung scheint entsprechend bedeutend gewesen zu sein. Er trat von vorne herein mit aller Sicherheit, Selbständigkeit und nach Umständen Überlegenheit auf, wie sie bei solchen äußeren und inneren natürlichen Vorzügen eine gründlich *deutsche* wissenschaftliche Bildung geben und rechtfertigen konnte. Fellenberg selbst konnte wohl oder übel sich der Anerkennung einer gewissen Ebenbürtigkeit hier nicht entziehen und für die übrige Hofwyler Welt hatte *Griepenkerl* immer eine gewisse Unnahbarkeit.

Seinem Eintritt in die regelmäßige pädagogische Praxis in Hofwyl ging eine exodische *Episode* vorher, bei der ich selbst und Fellenberg's ältester Sohn theilhaftig wurden. – Es war dies ein Aufenthalt von einigen Frühlings- und Sommermonaten in Yverdon zur Orientierung über die sogenannte Pestalozzi'sche





*Gesamtansicht von Hofwil (um 1830/40)*



Methode. Welche Früchte Griepenkerl auf diesem Felde geerntet, blieb uns begreiflich verborgen. Daß er auch dort soweit eine Respectsperson wurde, als es überhaupt für die damals noch in vollem Fanatismus der *Methode* gebundenen und gehobenen Pestalozzianer möglich war, wurde uns allerdings nicht ohne sympathischen Stolz bemerklich. – Wir wohnten nicht in der Anstalt, sondern in einem Privathaus in Pension und der zahlreiche weibliche Theil unserer Hausgenossen und ihres Kreises ergötzte uns nicht wenig durch die mühsamen Versuche, den barbarischen Namen mundgerecht und verständlich zu machen, wobei man schließlich zu dem Compromiß gelangte, ihn auf ein Mr. Gripen (mit französischer Aussprache) zu reducirern. Im Übrigen erinnere ich mich der alten vier-eckigen Burg mit ihren dicken Mauern und gewaltigen runden Eckthürmen nur als des Schauplatzes eines so lärmenden, verworrenen, wüsten Treibens, wie von einigen hundert wilden Buben aus allen europäischen Nationen der alten und neuen Welt und 50 bis 60 Lehrern und anderen nicht viel besser disciplinirten Erwachsenen in einem solchen, mit dunklen Gängen, Winkeln und Kellern reichlich versehenen, alten Bau nur irgend erwartet werden konnte. Ergötzlich genug durch «*wechselseitige*» Naturpädagogik, die jedenfalls an Handgreiflichkeit nichts zu wünschen ließ, war das Alles ohne Zweifel; aber von einer Frucht des Unterrichts und der legitimen Erziehung durch und nach der *Methode* bei uns oder Anderen habe ich nicht die leiseste Erinnerung. Sehr lebhaft gegenwärtig ist mir dagegen Pestalozzi's Persönlichkeit in ihrer ehrwürdig originellen, etwas cynischen Liebenswürdigkeit, als die einzige anerkannte moralische Macht in diesem Chaos. Namentlich seine Augen erschienen mir noch lange Jahre nachher und erscheinen mir jetzt noch zuweilen in wachem oder schlafendem Traume – gleichsam für sich schwebend und ohne die übrige Gestalt – wie ein Paar glänzend milde Sterne über dem pädagogischen Chaos. Von Schmidt, Krüsi, Niederer u. s. w. habe ich nur noch eine sehr dunkle und nicht eben vortheilhafte Erinnerung. Daß Karl Ritter sich damals in derselben Absicht wie Griepenkerl in Yverdon aufhielt, habe ich erst vierzig Jahre später von ihm selbst erfahren, da ich ihn als hochverehrten und lebenswürdigsten Collegen in Berlin begrüßte. Ob übrigens die Praxis in Yverdon wirklich eine Methode hatte und worin diese bestand, darauf kommt mir jetzt und hier nicht viel mehr an als dort und damals.

Jedenfalls war es unter solchen Umständen wohl hohe Zeit, daß wir im Herbst nach Hofwyl zurückkehrten, wo dann sehr bald die Elemente und Bedingungen, die Lehr- und Erziehungskräfte und der zu bearbeitende Rohstoff sich zusammenfanden, womit und woran die «*Fellenberg'sche Methode*» ihre Vorzüge oder doch ihren Gegensatz neben der Pestalozzi'schen entwickeln konnte. Ob schon früher, da Pestalozzi noch (bis 1804) in Münchenbuchsee, eine Viertelstunde von Hofwyl entfernt, sein Wesen hatte, von einer Verbindung der beiden Männer ernstlich die Rede war, weiß ich nicht sicher; jedenfalls aber erregten spätere Verhandlungen der Art auch die Aufmerksamkeit der lieben Jugend auf unserer Seite. Hofwyl war damals in voller Blüthe, Yverdon aber in Folge bekannter innerer Zerrüttung ging dem Verfall entgegen, und was ab und zu von dort verlautete

oder was wir bei gelegentlichem Zusammentreffen mit Pestalozzianern hörten und sahen, gab uns das selbstgefällige Bewußtsein einer gewissermaßen aristokratischen Überlegenheit. Hier aber drängt sich mir die sehr lebhaftere Erinnerung einer spätern tragikomischen Begebenheit auf, die sich eben an jene sehr ernstesten Verhandlungen knüpft und die dem Leser vielleicht als Episode nicht ganz irrelevant zur Charakteristik der Zustände erscheinen dürfte.

Eines schönen Tages erregte die Erscheinung des ehrwürdigen alten Pestalozzi in Hofwyl – es mag 1813 oder 1814 gewesen sein – auch unser Interesse in hohem Grade. Als die beiden Propheten der modernen Volkserziehung stundenlang unter dem Schatten der hohen Ulmen vor dem sogenannten «Gärtnerstöckli» (wo wir unser Wesen hatten) ihre Conferenz hielten, fehlte es ihnen nicht an scharf beobachtenden und kritischen Spähern unter uns, wozu ich namentlich als gewesener halber Pestalozzianer einen besondern Beruf in Anspruch nahm, der mir übrigens *fast* und einem Freund von mir wirklich theuer zu stehen kam. Das Gespräch der beiden Respectspersonen wurde immer lebhafter und lauter, mit zunehmender Wirkung der *dorischen* Krafttöne des Berners und des schärfern, aber nicht eben lieblichern Äolismus des Zürchers. Bald kam auch sonst leidenschaftliches Gebaren hinzu – Aufspringen von der Bank – rasches Auf- und Abgehen – fußstampfendes Stehenbleiben –, dann wieder eine sitzende Beruhigungspause, und so abwechselnd. Daß nicht nur bei mir, sondern auch bei anderen meiner näheren Freunde, die ab und zu mein Versteck theilten, der Gedanke einer friedlich vermittelnden Intervention sich regte, war gewiß nicht zu tadeln, sondern ein erfreulicher Beweis frühreifer Bethheiligung an den brennenden Tagesfragen. Bei der Ausführung aber, welche ich übernahm, fand ein Mißgriff hinsichtlich der unmittelbar zu verwendenden Persönlichkeit statt, der leider zu einer blutigen Katastrophe führte. Zu dem Erziehungsrohstoff der Anstalt gehörte damals ein schöner großer Rabe, der, meiner besondern pädagogischen Fürsorge zugewiesen, mir wirklich mehr Ehre und Freude zu gewähren anfang, als *unsere* Erzieher vielleicht von mir zu rühmen wußten. Als Anerkennung und Anregungsmittel hatte ich ihm eine Art von Halskrause aus weißem Papier angelegt, auf die er billig außerordentlich stolz war. Allerdings gewann dadurch seine ganze Erscheinung etwas von gleichsam klerikaler Würde, so daß (wie es hieß) der Herr Pfarrer in Buchsee schon Klage als über absichtliche Verhöhnung seines Amtes oder gar seiner Person geführt haben sollte. Möglich, daß sich darin nur sein böses Gewissen darüber verrieth, daß er uns das polizeiliche Verbot des sonntäglichen Scheibenschießens zugezogen hatte, so daß er wirklich zu *persona minime grata* bei uns geworden war. Wie dem auch sei, *Hans*, der Rabe, wurde in seinem nachdenklichen Morgenspaziergang auf frisch geackertem Felde gestört und leicht veranlaßt, sich nach seinem Lieblingsplätzchen zu begeben, auf einem niedrigen Ulmenast in der Nähe jener verhängnisvollen Conferenzbank. Was dort vorging, zog nun, wie wir richtig berechnet hatten, bald seine ganze und sehr ernste Aufmerksamkeit auf sich, so daß er nach einiger Überlegung und bedeutungsvollem Kopfschütteln von seinem Sitze herabsprang und sich mit gravitä-

tischen Schritten den pädagogischen Machthabern näherte, deren gegenseitige Aufregung sich in heftigen Wechselreden kundgab. So lange nun Hans sich ihnen gegenüber ruhig verhielt und nur, mit den Augen blinzeln, den Kopf bald dem einen, bald dem andern Redner zuwendete, wurde nicht viel Notiz von ihm genommen; als er aber in steigendem Interesse, je nachdem die Rede wechselte, sich bald vor den einen, bald vor den andern hinzustellen und ihn mit seitwärts geneigtem Kopf höchst aufmerksam anzublinzeln, auch wohl mit einem bald beifälligen, bald mißbilligendem Gurgelton zu begleiten wagte – als zugleich von verschiedenen Seiten das Gekicher verborgener Zuschauer hörbar wurde, – da ward die Aufmerksamkeit der beiden Streitenden nur allzu lebhaft auf den wohlmeinenden, aber unberufenen Dritten gelenkt, den sie bisher in ihrem Eifer ziemlich unbeachtet gelassen oder doch nur soweit beachtet hatten, daß der gleichsam unbewußte Ärger über solche Zudringlichkeit sich weniger in einer gelegentlichen ungeduldigen Bewegung mit Hand oder Fuß zur Verscheuchung des Schuldigen, als in allem Anschein nach zunehmender Gereiztheit des Streites zeigte. War es nun eben jene Demonstration des Publicums oder eine nachdrücklichere Äußerung der wehmüthigen Theilnahme des unglücklichen Hans, – genug, es war der Tropfen, der das Maß überströmen ließ. Beide Kämpfer, ihren Streit vergessend, sprangen mit Ausrufen des heftigsten Zorns auf und suchten sich des Vermittlers zu bemächtigen, oder doch ihm mit Fußtritt und Stockschlag zu beweisen, wie wenig Anerkennung er finde. Als sich aber Hans nicht ohne sehr verständliche Äußerungen des Befremdens und sittlicher Entrüstung über solche Behandlung eiligst erhob, davon flatterte und verschwand, rief Fellenberg einen Knecht herbei, der eben über den Hof ging, gab ihm einen kurzen, scharfen Befehl und lud dann seinen Gast und Gegner mit sehr verbindlicher Geberde ein, ihm nach dem Hause zu folgen, um ungestörter ihre Verhandlungen forzusetzen. Zwar führten diese bekanntlich in der Hauptsache zu keinem Resultat – Hofwyl und Yverdon blieben jedes für sich –, aber das persönliche Verhältniß zwischen den beiden Oberhäuptern dieser pädagogischen Reiche zeigte sich noch desselbigen Tages und vor unseren Augen als ein wenigstens äußerlich in Wohlgefallen wiederhergestelltes. Daß das Verdienst dieser entente cordiale Niemandem als unserem armen Hans gebührte – wenigstens mittelbar, indem er als Ableitung des gegenseitigen Zornes und zur Vereinigung gegen ein Object gemeinsamen Ärgernisses diente, – das konnte nur die gehässigste Befangenheit verkennen. Und dennoch wurde Hans ein Opfer solcher Verkennung! In welcher Weise ihn sein Verhängniß traf, ist nie recht an den Tag gekommen, – genug, «Rab' und Kragen sah man niemals wieder». Auf einige schüchterne Erkundigungen hieß es, es sei vom Herrn Pfarrer Klage geführt worden und Herr Fellenberg habe befohlen, ihn abzuschaffen. Wir unsererseits und insbesondere ich selbst hatten übrigens gute Gründe, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Wir waren froh, daß man, zu unserer Verwunderung, unsern Antheil an derselben zu ignoriren schien.

Dieses Abenteuer fällt, wie schon angedeutet, in eine spätere Zeit, wo Hofwyl schon der Höhe jedenfalls seiner *gesunden* Entwicklung sich näherte, – dem

Punkt, über den hinaus das *äußere* Wachstum nicht ohne bedeutende innere Schäden und Zerrüttung stattfinden konnte. Aber auch bis zu jenem Punkt war der Fortschritt seit Griepenkerl's (oder wenn man will, *unserer*) Rückkehr von Yverdon ein sehr allmäliger und eben deshalb ohne Zweifel wesentlich gesunder. Ich habe schon bemerkt, daß jener Zeitpunkt die Grenze und den Übergang von der bloß häuslichen Erziehung in der Fellenbergischen Familie zu einer wirklichen *Erziehungsanstalt* bezeichnet. Daß dabei dann mehr und mehr von einer dieser Anstalt eigenthümlichen «*Methode*» auch öffentlich die Rede war, läßt sich denken. Wie weit aber diese Methode sich in der Praxis verwirklichte, ist freilich eine andere Frage, worauf ich vielleicht später zurückkomme, um hier zunächst meine Erinnerungen über die äußeren Erscheinungen dieser Entwicklung festzuhalten, wozu denn begreiflich eben auch die etwaigen Früchte jener Methode gehörten.

Zunächst erwies sich die neue Zeit durch und in dem Zuwachs an activen und passiven Erziehungsfactoren, an Zöglingen und Lehrern. Und hier, wie schon angedeutet, herrschte mehr und mehr das *deutsche* und, was die Lehrer betrifft, das *norddeutsche* Element vor. Die früheste Erwerbung der Anstalt von jener Seite (*nach* Griepenkerl) war Lippe<sup>5</sup>, ein Freund und Landsmann Griepenkerl's. Er gewann sehr bald in der eigentlichen *Erziehung* einen ganz überwiegenden, fast ausschließlichen Einfluß, indem er uns gegenüber im täglichen Leben und außer den eigentlichen Unterrichtsstunden durchaus in die Stellung des Hausvaters und fast in die der Hausmutter trat. Er wohnte mit uns in einem Nebengebäude, nicht weit vom Herrnhaus gelegen, welches früher zur Wohnung des Gärtners und Pächters und zu allerlei wirthschaftlichen Zwecken gedient hatte und daher den Namen «Gärtnerstöckli» beibehielt. Das gemüthliche Diminutiv freilich wollte zu dem Aus- und Umbau nicht mehr recht passen, wodurch es die zu unserer Aufnahme erforderlichen Räume, Schlafsäle, Arbeits- und Wohnzimmer u. s. w., erhielt, welche sich dann auch allmählich bis unter's Dach füllten. Außer den Zöglingen und dem Hausvater gehörte zu den Bewohnern dieses Hauses auch ein Ehepaar, dessen Beruf eigentlich wohl der *Dienst* im Hause war, dessen ganze Stellung aber damit nur sehr ungenau, ja falsch bezeichnet sein würde. Die alte Gritli und ihr Johannes – und in unseren Augen waren sie immer rüstig, aber nie *jung*, obgleich ich sie ohne Zweifel noch in ihren besten Jahren gekannt habe – vertraten noch weit in die neue Zeit hinein einen Rest des alten patriarchalischen Wylhof's. Namentlich die Frau, der (später durch eine Magd unterstützt) die eigentliche Sorge für das Hauswesen oblag – mit Ausnahme von Speise und Trank, wo wir auf's Herrnhaus angewiesen blieben –, diese Gritli hörte nie auf, uns mehr oder weniger zu «bemuttern», als Kinder zu behandeln, mit Vornamen zu *dutzen*, auf gut «Bärndütsch» anzureden, zu schelten u.s.w., besonders aber wahrhaft mütterlich zu pflegen, wenn es Unwohlsein oder Unfall oder gar Krankheit gab. Zwar waren unter dem allmählichen Zuwachs immer auch noch wenigstens *halbe* Kinder; aber auch weder mit den älteren, wenn sie noch so stattlich heranwuchsen, noch mit den später schon als Jünglinge Ein-



tretenden und noch weniger mit denen, deren vornehme Herkunft sie etwa eine andere Behandlung erwarten ließ, machte sie die geringsten Umstände oder Unterschiede. Dabei aber hatte sie etwas so wirklich mütterlich Tüchtiges, Rasches, Frisches, Naturwüchsiges, daß ich wohl behaupten möchte, *ihre* Autorität war vielleicht die einzige, die wir uns allezeit ohne wenigstens *innere* Empörung gefallen ließen\*. Ihr Mann hatte weniger unmittelbar im Hause und mit uns zu thun, sondern waltete als eine Art von Überall und Nirgends, Aufseher und Factotum, mit unbedingter Treue und Zuverlässigkeit auf dem ganzen Hof und in allen Gebäuden, überall, wo es galt, Ordnung zu halten oder herzustellen. Dennoch aber hielt auch der alte Johannes an der patriarchalischen Tradition fest, wie er denn auch in den ersten Jahren während meiner Hofwyler Kinderstubezeit neben dem eigentlichen landwirthschaftlichen Oberknecht (Inspector war dort ein unbekannter Titel) am Herrntische mitsaß. Er war zwar wenig über mittlere Größe, aber ungewöhnlich breitschulterig und langarmig und an Körperkraft ein wahrer Riese, der nicht nur uns, sondern auch weitgereiste Fremde mit gelegentlich in aller Ruhe und Unbefangtheit ausgeführten Kraftstücklein in Erstaunen setzte. Dabei war er so gutmüthig, freundlich und heiter, namentlich zu uns und vor Allem zu mir und den übrigen *älteren* Zöglingen, daß es uns immer eine Freude war, ihm in seinem ruhigen, behaglichen Schritt und etwas gewölbter Haltung seines breiten Rückens zu begegnen. Wo es aber galt, eine starke Hand in kundigem Sinn zu irgend einer Hülfe in erlaubten Dingen zu gewinnen, da war der alte Johannes immer bereit, wenn es ohne Versäumniß seines Dienstes geschehen konnte. Übrigens hielt er auch was auf sich und ließ sich auch vom Herrn keine Unbilde auch nur in Worten gefallen.

Aber wieder zu Lippe zurück! Außer dem Religionsunterricht (soweit überhaupt davon die Rede war) und einigen Rudimentalien bei dem jüngern Theil der Zöglinge hatte er mit dem Unterricht nichts zu schaffen, dagegen aber theilte er alles Andere mit uns: Arbeiten, Spiele und Vergnügen, Leiden und Freuden und unser ganzes Alltagsleben, während Fellenberg selbst sich mit den Jahren immer weniger und nur noch bei besonderen, meist unliebsamen oder feierlichen Gelegenheiten nur vorübergehend und intermittierend dabei betheiligte. Lippe war recht eigentlich von Natur und Anlage ein *Kinderfreund* und sein Verhältniß und Verhalten zu uns, sein Einfluß auf die Zöglinge kann gewiß nicht hoch genug angeschlagen werden und ließ jedenfalls an Treue, Sorgfalt und aufopfernder Liebe nichts zu wünschen übrig. Doch hatte sein Wesen etwas, ich möchte sagen, überwiegend Weibliches, bestenfalls Mütterliches, und eignete sich insofern ohne Zweifel besser zu der Behandlung der jüngeren Zöglinge. Darüber hinaus traten

\* Als ich nach dreißig Jahren Hofwyl wiedersah, lebte die alte Siebzigerin noch im Gnadenbrod dort. Anfangs wußte sie sich meiner gar nicht zu erinnern, war überhaupt recht stumpf und nahm es fast übel, daß man sie mit solchen Fragen necken wolle. Endlich fiel mir ein Scheltwort ein, das wir oft von ihr hören mußten: «Wüsstet er no, Gritli: wart' A., i will di muschtere!» rief ich sie an. Da ging ihr ein Licht auf; «eh bhüet'is, es isch üse A.!» rief sie, und nun war große Freude, die sie aber nicht lange aushielt.

manche Schwächen, z. B. eine gewisse Kleinlichkeit, Willkür und Parteilichkeit gelegentlich störend hervor und erzeugten bei manchen der Größeren eine gewisse Verbitterung, die er wahrlich nicht um uns verdient hatte. Bei anderen Lehrern war die Popularität, in der sie sich erhielten, wohl sehr wesentlich dadurch bedingt, daß sie außer dem Unterricht wenig oder gar nicht intim mit uns verkehrten. Sie hatten dadurch weniger Gelegenheit, uns in unseren Untugenden kennen zu lernen und unliebsam entgegenzutreten, während beim Unterricht das geistige Interesse dem ganzen Verhältniß in dem Maße eine würdigere Haltung gab, wie der Lehrer eben als *solcher* sich bei uns in Respect zu setzen wußte. Begreiflich kam dabei theils die ganze Persönlichkeit sowohl des Lehrers als der Schüler und dann vor Allem der Gegenstand des Unterrichts gar sehr in Betracht.

Nächst Griepenkerl, dessen seiner ganzen Persönlichkeit durchaus entsprechendes Hauptfach das Griechische und namentlich Homer war, sind in diesem Sinn besonders Folgende hervorzuheben. Vor Allen *Albrecht*<sup>6</sup>, dessen Hauptberuf in der etwa 1810 eröffneten landwirthschaftlichen Bildungsanstalt in Buchsee lag, der aber bei uns den Unterricht in Naturgeschichte, Geographie, auch Zeichnen übernahm. Da seine Verhältnisse ihm erlaubten, sich diesem Beruf ohne Rücksicht auf Honorar und gleichsam als Volontair und aus Interesse für die Sache und aus Wohlwollen für die Personen, namentlich auch die Zöglinge, zu widmen, so war seine ganze Stellung, auch Fellenberg und dem ganzen eigentlich *anstaltsmäßigen* Wesen gegenüber, eine freiere und mehr den Hausfreund als den Lehrer bezeichnende. Dadurch gewann er auch im Verkehr mit uns mehr Gelegenheit und Freiheit, sich im besten Sinn populär zu machen und seine vielseitige Bildung und frische, rasche, anregende Weise zu unserer freieren geistigen und sittlichen Förderung und Entwicklung zu verwerthen. Dies geschah namentlich z. B. durch und bei den zunächst und in ihrer officiell pädagogischen Bezeichnung naturhistorischen Excursionen, denen er aber auch gelegentlich manchen außerordentlichen und unerwarteten Ausflug mit einigen der ihm näher stehenden Schüler hinzufügte. Wenn ich und gewiß mancher meiner Mitschüler als eine der ersprißlichsten Früchte der Hofwyler Erziehung ein offenes Auge, Interesse, Sinn und Verständniß nicht nur für die Natur in allen Formen und Reichen, sondern auch für Menschenwerk und menschliche Zustände, namentlich des Volkes, davontragen konnten, so haben wir es ohne Zweifel vor Allem diesem Manne zu verdanken. Auch die Blicke, die wir gelegentlich in die Welt der deutschen Dichtung und Kunst thun durften, wurden uns großentheils durch Albrecht eröffnet\*.

\* Mir besonders liegt Dank und Anerkennung hier um so näher, da mir schon der *Lehrer* durch Beziehungen zu den Meinigen als älterer Freund näher trat, was er in fortwährenden, wenn auch äußerlich intermittirenden, aber jedesmal anregend erfreulichen und förderlichen Begegnungen bis auf diesen Tag geblieben, – der Greis dem Greise! Zu den lebhaftesten Erinnerungen aus jener Zeit gehört ein Beispiel des weit reichend fruchtbaren Einflusses einzelner Momente des Jugendlebens, die, außerhalb der gleichsam officiellen Pädagogik liegend, in dem Augenblick selbst zwar sehr angenehm, doch keineswegs von größerer Bedeutung zu sein scheinen. Nach seiner Weise

Albrecht stammte aus einer patricischen Familie der kleinen alten Reichsstadt *Rotenburg* an der Tauber in Franken und sowohl süddeutsche als reichsstädtische Art hatten einen merklichen Einfluß auf sein Wesen, obgleich durch Gewöhnung und Bildung norddeutscher Gesellschaft modificirt. Er blieb uns indessen nur etwa drei Jahre und schon früher hatte das norddeutsche Element in Hofwyl in der Lehrerwelt bleibend und entschiedener die Oberhand gewonnen, die ihm schon durch Griepenkerl und Lippe erworben war. Zu dessen Vertretern gehörte vor Allen der später als akademischer Lehrer und Historiker auch in weiteren Kreisen rühmlichst bekannte Mecklenburger Kortüm<sup>7</sup>. Sowohl durch die Bedeutung seines Hauptfaches, der alten Geschichte und später der griechischen Historiker (Herodot und Thucydides), als durch Geist und Art seiner Behandlung derselben, aber nicht weniger durch seine ganze fast mehr als originelle Persönlichkeit gewann er sehr bald eine der ersten Stellen in der «öffentlichen Meinung» der Anstalt. Hierzu trugen die zum Theil fast bis zum Cynismus gehenden vielen Wunderlichkeiten seines Aufzugs und Auftretens, die anekdotenartigen Züge, die mit oder ohne Grund, mit mehr oder weniger Mischung von Dichtung und Wahrheit sich zu einer Art von Mythos gestalteten, nicht wenig bei. Der tiefe Ernst seines ganzen Wesens ließ ihn jedoch nie zu einer komischen Person für uns werden. Im Gegentheil erwarb er später noch einen gewissen Nimbus patriotischen Heldenthums, indem er als Freiwilliger den Feldzug von 1814 im preußischen Heer mitmachte und erst nach dem Pariser Frieden wieder unter uns erschien. So knüpfte sich denn auch, wengleich nicht ausschließlich, doch größtentheils an seine Person und seinen Einfluß unsere knabenhaft begeisterte patriotische Theilnahme an den großen Begebenheiten jener Zeit, welche vielleicht namentlich im Anfang, und so lange die Entscheidung noch zweifelhaft war, durch den Reiz einer gewissen Heimlichkeit noch mehr gehoben und gleichsam lebendiger gefärbt wurde. Fellenberg selbst hatte, was auch seine eigene innere Stellung zu den großen Gegensätzen und Fragen der Zeit sein mochte, doch genügende Gründe der Klugheit, um nicht zu wünschen, noch zu gestatten, daß seine Anstalt – welche durch die Mehrzahl norddeutscher Elemente ohnehin die nicht gerade wohlwollende Aufmerksamkeit der Napoleonischen Diplomatie in Bern auf sich zog – bei der steigenden Spannung der großen politischen Verhältnisse etwa durch eine offene deutsch-patriotische Demonstration die Aufmerksamkeit von Bern aus noch mehr auf sich zöge. Auch unter den Schweizern – selbst in Hofwyl, in Bern und sonst – fehlte es nicht an mehr oder weniger einflußreichen Personen, bei denen eine Unvorsichtigkeit der Art böses Blut ge-

hatte Albrecht Einige von uns ganz unerwartet zu einem Spaziergang aufgefordert, der mit einer Erdbeerspeisung auf seinem Zimmer endete, wobei er uns den Herder'schen Cid vorlas. Die Frucht dieses Abends waren meine späteren spanischen Studien und Reisen und mein Übergang von der praktischen Medicin zur akademischen Laufbahn in dem Fache der Literatur und Literaturgeschichte. Auch das Interesse für die *socialen* Fragen in Beziehung auf Zustände des Volkes und deren Reformen kann ich sehr wesentlich auf manche schon in Hofwyl gegebene Anregungen (auch von A.'s Seite) zurückführen.

macht und der Anstalt geschadet haben würde. So nahmen denn die deutschen Gesinnungen das Wesen einer Art sehr unschuldiger Verschwörung an, worein auch einige von den älteren Zöglingen und namentlich ich selbst einigermaßen eingeweiht wurden – wenigstens durch Mittheilung der damals noch sehr seltenen und unsicheren Nachrichten über die Katastrophe des russischen Feldzugs und dann der Erhebung Preußens und der ersten deutschen Schlachten. Da war besonders ein gewisser, für uns geheimnißvoller, Herr Thiriot aus Neuenburg, der sich zuweilen bei Kortüm oder anderen deutschen Freunden in Hofwyl sehen ließ, worauf dann meist eine gewisse halb heimliche Aufregung dieses Kreises erfolgte, deren letzte Wellenschläge dann auch wohl zu uns Halbeingeweihten drangen. Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie einigemal nach einem solchen Besuch, als wir längst in tiefem Schlaf lagen, der gute Lippe mich leise weckte und dem halbträumenden mit wenig Worten eine freilich nicht immer authentische Siegesnachricht zuflüsterte, die mich dann schnell genug vollends munter machte. Verschwiegenheit war mir nicht ausdrücklich auferlegt, aber ich erinnere mich nicht, irgend einen Vertrauten in diesen Dingen gehabt zu haben. Erst nach der Schlacht bei Hanau, meine ich, wurde die Wendung zur deutschen Sache allgemein öffentlich, wozu ohne Zweifel die schwere Verwundung des bayerischen Generals (nachherigen Fürsten und Feldmarschalls) Wrede beitrug, dessen Söhne wir unter uns hatten.

Nachdem mich die Erinnerung an Kortüm so weit geführt, kann ich nur noch für zwei unserer Lehrer Raum zu einer besonderen Erwähnung finden. Der eine, auch ein Mecklenburger, Becker<sup>8</sup>, hatte hauptsächlich den Unterricht im Latein und führte uns in Virgil, Sallust und Tacitus ein. Schon die Bedeutung und Macht dieser letzteren beiden großen Alten, die er durchaus würdig vertrat, gaben ihm eine entsprechende Stellung uns gegenüber. Dazu aber kam noch ein scheinbar sehr untergeordnetes oder gar bedenkliches Moment. Durch ihn erhielten wir den ersten Einblick oder Eindruck vom deutschen Studentenwesen. Nicht etwa, daß er irgend etwas in weniger löblichem Sinne «*Burschikoses*» an sich gehabt. Im Gegentheil seine lange, hagere Gestalt, sein feines, blasses Gesicht und scharfer Blick – gewöhnlich mit etwas verschlossenem und satyrischem Ausdruck, aber nicht ohne Sonnenblicke eines heitern, liebenswürdigen Lächelns –, auch was wir später als Formen der höhern Geselligkeit kennen lernten, das Alles gab ihm eher etwas Aristokratisches. Ohne Zweifel eine Wirkung seiner frühern Stellung als Erzieher in einem der ersten Häuser des mecklenburgischen Adels, worin er überdies, durch besondere Umstände begünstigt, offenbar eine weniger untergeordnete Haltung bewahren konnte als mancher Andere in solcher Lage. Was ihn aber in unseren Augen zum Vertreter des deutschen Universitätslebens machte, war zunächst eine lächerliche Kleinigkeit, – ein Pfeifenkopf, mit allerlei bunten Corpshieroglyphen geschmückt, auf den er selbst übrigens offenbar großen Werth legte und der uns gar viel zu fragen, zu denken und zu rathen gab. Die darauf abgebildeten gekreuzten Schläger gaben dann bald einen mehr praktischen Anhalt, indem sie bei uns den Wunsch anregten, solche Waffen selber



brauchen zu lernen, den zu befriedigen, Becker sich williger zeigte, als wir erwartet hatten. Vielleicht regte sich der alte Bursche bei ihm und die etwas philisterhafte Opposition von anderen Seiten mag ihn nur noch mehr in seinem guten Willen, uns zu Gefallen zu sein, bestärkt haben. Genug, es wurden Hieb-rappiere mit gewaltigen Körben angeschafft und die Fechtstunden mit großem Eifer und allgemeiner Neugierde und Theilnahme des Publicums betrieben. Zuweilen wurde auch ein Schaufechten zum Besten gegeben, wenn sich unter den Zuschauern einer fand, der es mit unserem Meister aufnehmen zu können glaubte. Dies waren indessen nur Personen, die der Anstalt nicht näher angehörten, sondern nur vorübergehend sich in Buchsee aufhielten, um die Fellenberg'sche Landwirthschaft kennen zu lernen. So erinnere ich mich besonders eines ungarischen Husarenofficiers, der sich ziemlich geringschätzig und renommistisch über den blassen Schulmeister und seine Paraden ausließ und sich vermaß, sie mit Schwadronshieb leicht durchzuhauen. Er trat sehr zuversichtlich auf die Mensur, allein die Ruhe und Eleganz, womit Becker nicht nur jeden Hieb parirte, sondern auch nach Belieben ihn mit den saubersten Terzen und Quarten auf die Arme und Knöchel bediente, brachten unsern Husaren bald außer aller Fassung. Er ließ seine steigende Wuth nicht nur durch immer tollereres Dreinschlagen, sondern auch durch einen Strom ellenlanger ungarischer Flüche aus, bis ihm endlich nach einem ganz zarten Hieb, der aber sehr vernehmlich an dem Ellenbogen klappte, der Schläger aus der Hand fiel und er wirklich schäumend vor Wuth davon stürzte, während sein Gegner mit spöttischem Lächeln sich ihm zu ferneren Diensten und Revanche anbot, – Alles, wie sich denken läßt, zu unserem unermesslichen Ergötzen und unbegrenzter Steigerung des Ansehens unseres Meisters und Lehrers. Auch die patriotisch-deutsche Stimmung fand begreiflich in diesen Dingen eine Nahrung, doch entsprang später gerade von dieser Seite eine gewisse Reaction gegen Becker, indem wir es ihm sehr verdachten, daß er nicht wie Kortüm und der kleine Müller<sup>9</sup> selber mit zu Felde zog. Daß er im höchsten Grade an phthisischen Anlagen litt und häufig Blut spie, wußten wir freilich nicht oder achteten nicht sonderlich darauf.

Endlich muß ich noch eines Lehrers erwähnen, der, wie Kortüm, Müller und Becker Mecklenburg, so (neben Griepenkerl und Lippe) Braunschweig eine dreifache Vertretung gab und sehr wesentlich zu dem Übergewicht von norddeutschem Wesen, Sprache und Geist in der Anstalt beitrug. Und zwar verband sich auch bei ihm mit einem bedeutenden Lehrgegenstand, der deutschen Geschichte (eine Zeit lang auch Geographie), und dessen würdiger Vertretung eine entsprechend eigenthümliche, bedeutende und gewinnende Persönlichkeit. Ich habe von ihm – mit den gerundeten, offenen Zügen, großen, feurigen blauen Augen, raschem Blick, hoher Stirn, krausem Haar, mittlerer Größe, wohlgebaut, beweglich und resolut in Haltung und Gebaren – eine Erinnerung, die jedesmal gleichsam wieder lebendig wird, wenn ich ein gutes Bild von Shakespeare ansehe. Schacht<sup>10</sup> war es auch, der uns in's Nibelungenlied einführte, wozu die eben erschienene kleine Ausgabe von Zeune angeschafft wurde, deren Format ohne

Zweifel auf die Tornister der Freiwilligen berechnet war. Der Eindruck war jedenfalls bei mir und einigen Anderen ein durchschlagender und nachhaltiger, und das Büchlein war viele Jahre lang einer meiner sehr wenigen treuen Tornister- oder Kofferbegleiter auf vielen weiten Reisen, und die erste Anregung zur, wenn auch bescheidensten, Betheiligung an germanistischen Studien. Und auch jetzt noch behauptet das Bändchen auf dem Bücherbrette seine Stelle neben späteren correcteren und splendideren Ausgaben und neben Dante und Homer. So waren denn auch neben den Helden Homer's und allenfalls Götz von Berlichingen die Nibelungen die einzigen poetischen Persönlichkeiten, die wir so weit in succum et sanguinem zu vertiren den Antrieb fanden, daß sie in unseren Knabenkämpfen personificirt wurden.

Von dem zahlreichen und oft wechselnden anderweitigen Lehrpersonal, deren Lehrgebiet größtentheils in niedrigeren Sphären lag\*, wäre zwar noch manche mehr oder weniger eigenthümliche und namentlich ergötzliche Persönlichkeit hervorzuheben, was aber zu weit führen würde. Und so wende ich mich denn zu dem wesentlich (wenigstens nach der scholastisch-officiellen Fiction) passiven Factor und Hauptproduct des pädagogischen Hofwyls, – den Zöglingen.

Auch hier nun trat der ursprüngliche Patriarchalismus schnell genug zurück vor einer großen Zahl neuer Elemente aus allen deutschen Stämmen und den mannichfaltigsten, meist jedoch höheren, socialen Schichten. Um nur beispielsweise einige zur Charakteristik des Ganzen hervorzuheben, so waren die schon erwähnten vier Söhne des nachmaligen Fürsten Wrede meines Erinnerns die Ersten, welche die Reihe eröffneten. Der älteste von 19 Jahren gehörte mehr der landwirthschaftlichen Anstalt in Buchsee an, der zweite aber, meines Alters, und der dritte, wenig jünger, spielten noch bis zu meinem Abgang eine Hauptrolle in der Knabenwelt und machten dem guten Lippe mehr zu schaffen als ein halb Dutzend Andere. Dann folgten vier Brüder von Bissing aus Schlesien, von deren Vater und elterlichem Haus, Besitz und Stellung als großem Rittergutsbesitzer sich eine sehr hohe Meinung unter uns bildete, besonders als wir erfuhren, daß er als Oberst eines Kürassierregiments im Felde stehe. Der alte Herr erschien dann nach dem Frieden selbst in Hofwyl und erwarb sich schnell unsern vollen Beifall. Obgleich er nicht ganz so groß war wie der Kirchthurm in Buchsee – wie der jüngste Sohn sehr ernsthaft versichert hatte –, so war er doch einer der stattlichsten Männer, die ich je gesehen, und das martialische Aussehen wurde durch die große Gutmüthigkeit des Ausdruckes und ganzen Wesens in unseren Augen nur noch mehr gehoben. Der älteste Bissing war in jeder Beziehung vielleicht der ausgezeichnetste Zögling der Anstalt. Wenigstens wurde er gern ange-

\* Zwei Männer darf ich doch nicht ganz übergehen: den Mathematiker Hesse aus Darmstadt, einen sehr liebeswürdigen, tüchtigen Mann und quite a gentleman, dessen Freundlichkeit aber meine und Anderer Antipathie gegen sein Fach nicht zu überwinden vermochte, und den Chemiker und Physiker Schübler, der als Professor in Tübingen vielleicht auch noch lebt, weshalb ich die Schuld der geringen Frucht des Unterrichts des sehr wackern und von uns gleichsam mit einem succès d'estime anerkannten Schwaben lieber auf uns und mich insbesondere nehmen will.

sehenen Besuchern vorgestellt, auch von Fellenberg und den Lehrern gelegentlich uns Anderen als Muster empfohlen, was begreiflich gerade nicht dazu beitrug, ihn «populär» zu machen. Die großen Hoffnungen, die auf seine Zukunft gesetzt wurden, sollten leider durch sein frühes tragisches Ende zerstört werden, indem er beim Baden ertrank\*. Die nächsten aus dem einen oder andern Grunde beachtenswerthen Ankömmlinge waren zwei Prinzen von Taxis, zwei von Hildburghausen, einer von Württemberg, endlich gar, wenngleich auf kurze Zeit, der damalige Erbprinz von M... Sprößlinge alter deutscher Grafen- und sonstiger angesehener Adelsgeschlechter, deren Väter zum Theil auch hohe Staatsämter bekleideten (wie z. B. der bayerische Minister Montgelas), fanden sich so zahlreich ein, daß sie gar kein besonderes Aufsehen mehr unter uns machten, – zu geschweigen der Vertreter der höheren bürgerlichen Kreise, der Beamten, Gutsbesitzer, Industriellen, Militärs, Gelehrten und Künstler. Mehr Beachtung fanden die fremden Nationalitäten! Und zwar seltsam genug, das deutsche Element war so vorherrschend, daß uns sogar die ersten Schweizer halbwegs als Fremde vorkamen. In der That aber verhielt sich die Schweiz und Bern insbesondere anfangs sehr spröde und mißtrauisch gegen Hofwyl, und verhältnißmäßig blieb die Zahl der Schweizer unter uns immer eine viel geringere, als man ohne genauere Orientirung in den damaligen Stimmungen und Strömungen in der öffentlichen Meinung, oder doch in einflußreicheren Kreisen hätte denken sollen. So z. B. waren von den alten aristokratischen Berner Namen (meines Erinnerens) nur Mülinen und Freudenreich vertreten. Daß die romanische und überhaupt die entferntere *fremde* Welt sich sehr wenig, die britische gar nicht betheiligte, konnte unter den damaligen Umständen der großen Politik wenig befremden. Unsere Franzosen waren entweder Schweizer oder Deutsche (Elsässer). Sogar unser einziger kleiner Italiener war schweizerischer Herkunft. Die Völkerwanderung der Befreiungskriege führte uns einige Russen zu, darunter einen Fürsten Suwaroff, der jetzt noch in großen Ehren genannt wird. Im Gefolge dieser Strömung war auch ein Grieche. Dies war gleichsam die *Taube*, die uns der europäische Friede aus fremden fernen Regionen zuführte; aber bald wurden die Zuflüsse so bedeutend, daß allmählich das deutsche Element fast zu einer Minorität wurde. Doch war das lange nach meiner Zeit und geht mich hier nichts an<sup>11</sup>.

Wenn ich übrigens oben die Standesunterschiede hervorgehoben habe, so gab jedenfalls die pädagogische Behandlung dieser Frage in Hofwyl keine Veranlassung dazu. Nicht nur von Seiten der Anstalt und in der ganzen äußern Lebenshaltung fand nicht die geringste Bevorzugung statt, sondern auch uns wurde so ausdrücklich, als es irgend ohne Aufsehen geschehen konnte, zu verstehen gegeben: wir sollten gar keinen Unterschied oder besondere Umstände mit unseren vornehmen Commilitonen machen. Ja, es bildete sich in dieser Hinsicht eine

\* Außer dieser durch manche Nebenumstände besonders tragischen Begebenheit hatte die Anstalt in so vielen Jahren nur noch *einen* Todesfall zu beklagen, aber auch dieser war Folge eines zufälligen Unglücks, indem ein junger Russe beim Scheibenschießen erschossen wurde. Auch dies geschah nach meiner Zeit.

eigenthümliche Procedur. Auf unsere Prinzen und Grafen war sie zwar nicht principiell beschränkt, aber die gerade *diesen* eigenthümlichen, gewissermaßen standesmäßigen Schwächen oder Untugenden brachten es mit sich, daß die Sache thatsächlich innerhalb dieser Kreise blieb, ohne daß wir uns dabei einer bösslichen demokratischen Intention bewußt waren. Wenn sich nämlich nach einer billigen Probezeit ein solcher junger Herr aus Unbehülflichkeit, Verzogenheit oder Hochmuth nicht recht in unsere Weise schicken wollte oder, wie wir es – in frühreifer Anspielung auf die uns noch verbotene Frucht des Meerschaums und des Tabakblattes – nannten, nicht recht *anrauchen* ließ, so hielten einige der älteren Zöglinge eine geheime Conferenz, worin der Fall sehr ernstlich und gründlich erörtert und angemessene Beschlüsse gefaßt wurden. Die Ausführung wurde gewöhnlich mir übertragen, weil ich (abgesehen von Eigenschaften, deren Erwähnung die Bescheidenheit verbietet) bei einer unscheinbaren Statur doch zu den leiblich stärksten und gewandtesten gehörte. Ich mußte dann mit dem mißliebigen und einer solchen pädagogischen Intervention unsererseits bedürftigen Neuling Streit suchen, was mir gewöhnlich sehr leicht wurde. Die Opfer waren meist körperlich ansehnlicher als ich, weshalb sie in ihrer Unerfahrenheit und Überhebung leicht anbissen, in der Meinung, an mir vollends zum Ritter zu werden, nachdem sie sich schon an einigen der Kleineren siegreich erprobt und gleichsam Blut geschmeckt hatten. Das Resultat war dann freilich ein ganz anderes, und eine handgreifliche Enttäuschung hatte immer die fortan beabsichtigte Wirkung, daß mein besiegtter Gegner sich fühlte und gebarte *«wie unser eins»*. Wir pflegten die Procedur mit der Cur zu vergleichen, die wir bei unseren Dompfaffen oder Kanarienvögeln anwendeten, wenn sie den *Pips* hatten oder sonst nicht recht munter waren. Sie wurden mit dem Köpfchen ein paarmal in kaltes Wasser getaucht, worauf sie sich schüttelten, mit den Flügelchen schlugen und sich wieder ganz munter umsahen, herumhüpften und zirpten. Die berufenen und regelmäßigen pädagogischen Mächte der Anstalt schienen übrigens jedenfalls die Sache ziemlich ebenso anzusehen wie wir – gewiß der beste Beweis wahrer pädagogischer Weisheit. Wenigstens wurden die dilettantischen Böhnhasen nie zur Rechenschaft gezogen oder gestört, obgleich wir bald unsere Vehm so wenig geheim betrieben, daß sie sogar den Reiz des vermeintlich Verbotenen verlor, den sie anfangs hatte. Dieser Mangel war auch wohl die Hauptursache, weshalb die Sache allmählich außer Übung kam. Übrigens kann ich hier doch ein entscheidendes Zeugniß für unser und namentlich mein pädagogisches Verdienst in so hohen Regionen nicht verschweigen. Ich fand diese Anerkennung viele Jahre später als akademischer Lehrer in der ausdrücklich dankbar gnädigen Erinnerung eines bald gekrönten Hauptes, zu nicht geringer Verlegenheit meines eigenen höchst bescheidenen Selbstbewußtseins.

Wenn übrigens oben von einer durchaus gleichmäßigen Behandlung aller Zöglinge ohne Standesunterschied die Rede war, so darf man dabei überhaupt nicht mehr an die patriarchalische Einfachheit jener Tage denken, wo der Herrntisch sich sehr wenig von dem des behäbigen Bauern unterschied und an ihm der



Knecht neben der Herrschaft seinen Platz fand. Im Gegentheil trat in diesem wie in anderen Punkten der ganzen Lebenshaltung allmählich ein gewisser Luxus ein, woran auch wir mit Wohlgefallen mehr oder weniger und jedenfalls schon dadurch Theil nahmen, daß wir mit der Fellenberg'schen Familie und den Hauptlehrern wenigstens den Mittagstisch gemeinsam hatten, der sehr bald den ganzen großen Saal hufeisenförmig einnahm. Der Tisch war so reichlich und gut besetzt wie wohl kaum in einer andern Anstalt der Art, und mit wenig Ausnahmen (besonders wenn fremde Gäste da waren) hatten wir von jedem Gericht unsern Antheil und die älteren Zöglinge konnten sich sogar Wein einschenken. Die Nebemahlzeiten waren allerdings weniger üppig und den Kaffee ersetzte beim Frühstück Milch oder eine Mehlsuppe. Auch was Wohnung, Lager und Kleidung betraf, war Alles zwar einfach und nicht weichlich, doch durchaus genügend, reinlich und anmuthend. Ausnahmsweise und wegen Bauten hatten wir «Großen» freilich eine Zeit lang unseren Schlafsaal in einer Scheune, wo wir zuweilen Morgens den Schnee auf der Bettdecke fanden, ohne daß wir deshalb weniger gut schliefen. Im Ganzen aber hatten wir es nur zu gut und fanden eben deshalb um so häufiger etwas zu murren und zu klagen. Auch in anderen Punkten fanden wir Alle wahrscheinlich später beim Vergleich mit anderen größeren Erziehungsanstalten, daß unsere Lage eine wahrhaft beneidenswerthe war und daß das *bona sua si noverint* sich trefflich auf uns anwenden ließ. Schon an sich das Landleben in der herrlichen Schweizernatur, die auch in diesen ihren ebeneren Regionen und in unseren nächsten Umgebungen und deren Fernsichten, sowie auf einige Meilen in der Runde eine reiche Mannichfaltigkeit des Schönen und Lieblichen entfaltet, – das waren nie hoch genug anzuschlagende Vorzüge. Aber auch die eigentliche Alpenwelt blieb uns nicht fremd. Unsere Fußreisen führten uns unter Lippe's Leitung jeden Sommer oder Herbst entweder in's Berner Oberland oder in die südliche und östliche Schweiz oder zum Traubenschmaus nach den westlichen See'n. Von diesen wahren Licht- und Höhepunkten unseres Hofwyler Lebens wäre allzu viel zu berichten, als daß der Erinnerung hier freier Lauf gelassen werden könnte. Aber auch im Hause, auf dem Hofe, auf der Feldmark und darüber hinaus in näherer und weiterer, doch immer innerhalb eines halben Tages erreichbarer Entfernung bot uns das Leben auch in seinem Alltagsverlauf eine Fülle und Mannichfaltigkeit von Ergötzlichkeiten, auch sogar in der Arbeit, dar. Die auf Anmeldung (wenn nicht besondere Gründe dagegen vorlagen) selten verweigerte Erlaubniß, einzeln oder in beliebiger Gesellschaft auch längere Sonntags-spaziergänge zu machen, war keiner der geringsten Vorzüge unseres Lebens. Von eigentlich festlichen Veranlassungen will ich z. B. das Weihnachtsfest erwähnen. In der frühesten Zeit wurde die – für die liebe Jugend damals jedenfalls – Hauptsache desselben, die Bescherung, nach schweizer und französischer Sitte auf Neujahr verschoben, wo denn überhaupt für den heiligen Abend wenig oder nichts übrig blieb. Später aber, als deutsche Sitte überhand nahm, wurde das echt deutsche Fest an *seinem* Tage, freilich mit sehr geringer Beachtung der religiösen Seite, aber mit einer allgemeinen Bescherung im Großen gefeiert, wobei der

zunehmende Luxus sich sehr deutlich merken ließ, jedenfalls aber der *Baum* nicht fehlen durfte. In der ersten Zeit wurden auch die Geburtstage der einzelnen Zöglinge unter *uns* gefeiert, mit allerlei kleinen Geschenken, von der sehr wenig zahlreichen Genossenschaft den Einzelnen dargebracht, – nicht ganz ohne wirkliche allseitige Rührung. Allmählich aber und bei zunehmender Zahl wurde die Sache mehr und mehr bloß formal und gleichsam symbolisch betrieben. Zuletzt dann bildete sich eine Art von eisernem Bestand von alten Messern, Pennalen, Reißfedern, invaliden Bleisoldaten u. s. w., der bei jedem Geburtstage als Festgeschenk dargeboten und angenommen, aber dann wieder bis zur nächsten Gelegenheit reponirt wurde. Da aber allmählich diese Dinge sich als Missilien sehr brauchbar zeigten, so verloren sie sich unvermerkt und es beschränkte sich die Geburtstagsfeier auf einige Notabilitäten und deren specielle Freunde. Weit mehr Werth legten wir auf Spiele, die jeden Tag nach Feierabend oder Sonntags an ihrem Platz waren. Des mehr kindischen Treibens als Jäger oder Räuber, als Wolf und Schafe, oder der Spiele mit Märmeln, Nüssen oder Ostereiern und dergleichen mehr nicht weiter zu gedenken, wurde das noblere *Ballspiel* und das noch höher gehaltene *Barre* (à la barre) mit großem Eifer und stoßweise mit wahrer Wuth getrieben, wozu der große Hof ein treffliches Terrain darbot. Diese Dinge wurden auch «von oben» entschieden begünstigt, ohne Zweifel als praktische Fortsetzung und Anwendung des gymnastischen Unterrichts, für den auch bei uns erst mit der deutschen Zeit der Name «*Turnen*» aufkam. Bei solchen Übungen nicht nur der körperlichen Kraft und Gewandtheit, sondern auch mancher sittlichen Kräfte, der raschen Entschlossenheit u. s. w., hatten wir oft ein nach unseren Ansprüchen sehr gewähltes, zum Theil auch weibliches Publicum als Zuschauer, darunter auch oft sehr notable Vertreter der großen, ja der welt-historischen Welt jener Zeit. Auch wurden unsere Übungen oft vom festen Land auf das Wasser oder nach der Jahreszeit auf Schnee und Eis verlegt. Die See'n wurden schwimmend oder mit unserem Boot befahren und ihr Eisspiegel bot im Winter die trefflichste Schlittschuhbahn. Ein eigenthümliches Vergnügen, das ich in *diesem* Maßstabe nirgends wieder gefunden, gestatteten bei hohem und hartem Schnee die Abhänge sowohl des Hofwyler Hügels als der gegenüberliegenden Höhen. Hier versammelte sich mit zum Theil bunt bemalten und mit Schellen behängten Handschlitten nicht nur die sämmtliche Hofwyler Jugend und manche Erwachsene, sondern auch Jung und Alt zu Hunderten aus den umliegenden Dörfern, und es gab dann auf Bahnen von zum Theil einer Viertel- oder halben Stunde Länge, auch auf Fahrwegen, ein so lustiges, lautes, buntes Treiben wie kaum bei irgend einer andern unserer Lustbarkeiten.

Nach genügender Drillung, welche mit Recht einen Theil der Gymnastik ausmachte, wurde dann auch im Feuer manoeuvrirt und unser Kriegswesen gipfelte in förmlichen militärischen Expeditionen mit fliegender Fahne, Trommeln und Pfeifen. Ein Eselein trug die Bagage, namentlich ein Zelt, welches dann, auf irgend einer Höhe mit schöner Aussicht aufgeschlagen, der Mittelpunkt eines Bivouacs war, dem auch Schildwachen, Patrouillen, Losung und Parole und vor

Allem der nöthige Proviant an Speise und Trank nicht fehlten. Wie schon erwähnt, spielte auch die edle Reitkunst eine große Rolle bei uns, wenigstens bei den sogenannten «Großen». Zwar war der Unterricht selber mit mancherlei Beschwerden verbunden, indem z. B. – abgesehen von unvermeidlichen Stoßungen, Reibungen, Gliederschmerzen u. s. w. – der Reitlehrer die fatale Gewohnheit hatte (mit Anwendung des Sprichwortes vom Esel und Sack), unter dem Schein, das Pferd zu meinen, seine Peitsche sehr scharf auf unsere Beine zu legen, wenn Schluß und Sitz ihm nicht gefielen; dennoch fanden wir für alle Leiden der Art in den Spazierritten reichlichen Ersatz, – wenigstens wenn einer der populäreren Lehrer uns führte und nicht Fellenberg selbst, der uns zu jener Zeit schon ziemlich fern, fremd und unheimlich geworden war. Lippe selbst war kein Reiter und es war dies wohl der einzige Theil unseres Alltagslebens, dem er fremd blieb. Dagegen war er es hauptsächlich, der das Seewesen in Aufnahme brachte. Das Baden in einem der beiden See'n führte bald zu dem Bedürfniß eines Fahrzeuges, und so wurde auf einer der Reisen in's Oberland in Unterseen ein Boot gekauft, worin wir auf dem Thuner See und dann, dem Lauf der Aar folgend, bis Bern fuhren, von wo es dann auf der Achse in unsern See geschafft wurde. Auch an Stärkung und Übung der Kräfte durch wirkliche Arbeit fehlte es nicht, wobei aber größtentheils Vergnügen und Ergötzlichkeit ihren reichlichen Antheil fanden. Dahin gehörte besonders Bestellung und Nießnutz unserer Gärten, wozu Jedem von uns eine seinen Kräften und dem Alter angemessene Parcellen zu beliebigem Anbau zugetheilt war. Das gab denn eine pädagogisch nicht uninteressante Musterkarte zur thatsächlichen Charakteristik der verschiedenen und mannichfaltigen Individualitäten der Besitzer, je nach der größern oder geringern Pflege und Ordnung und der Verschiedenheit in den Lieblingsgegenständen des Anbaues. Bei Vielen spielte wohl das Unkraut die Hauptrolle! Andere aber waren so eifrig in der Pflege ihres Gärtchens, daß heimliches Fouragiren auf Mist und Jauche zu den häufig vorkommenden, nach unseren Begriffen sehr ehrenvollen oder doch erlaubten «kühnen Griffen» gehörten, die auch «*von oben*» nicht sehr streng geahndet wurden. Jedenfalls wurde es mit einer gelegentlichen Razzia auf das feinere Obst des großen Gartens sowohl in der öffentlichen als in der officiellen Meinung viel ernster genommen. Der Unterschied war wie etwa zwischen Holzfrevel und Wilddiebstahl. Übrigens konnte letztern Übergriffen hauptsächlich nur Muthwillen oder gymnastische Renommage oder geradezu die Jagdlust selber zum Grunde liegen; denn das uns in allen Rechten und Ehren gereichte oder zugängliche Obst war so reichlich und edel, daß unser wirkliches und berechtigtes Bedürfniß sich vollauf befriedigt finden konnte. Die beliebteste Form dieser «*Fassungen*» war die sogenannte «*Kirschweide*». Wir wurden nämlich zum Vesperbrode (goûter, um fünf Uhr) zur Weide auf die vollen Kirschbäume getrieben oder vielmehr gelassen, wo dann Jeder dafür sorgen mußte, sich in einem halben Stündchen mit Einschluß der Besteigung (*ohne* Leiter) so viel zu Gute zu thun, als er konnte oder mochte. Dabei bedurfte es begreiflich, nachdem die leichter erreichbaren Theile zuerst abgeweidet waren, eines gewissen Grades von

Gewandtheit und Kühnheit, uns auch die höheren und dünneren Äste in Betrieb zu nehmen. So war auch hier die praktische Gymnastik im Spiel – zu nicht geringer Verwunderung oder Ergötzung fremder Besucher, wenn sie die Kirschbäume, unter deren Schatten sie auf den Wegen, die zum Hof führten, heranzufahren oder wanderten, von solchen Vögeln besetzt sahen. Der Eindruck, als wenn uns das Leben zu leicht gemacht würde, konnte aber eine starke Gegenwirkung erhalten, wenn man uns nicht selten bei wirklich schwerer Arbeit beobachtete, die oft in der rauhen Jahreszeit durch Wind, Schnee und Regen noch beschwerlicher gemacht wurde. Da galt es, Erde oder Steine oder Rasen im Wald oder wo sonst aufzulesen oder auszugraben, aufzuladen und mit zehn bis zwölf Doppelgespannen heimzufahren. Hierzu wurden begreiflich wir Großen herangezogen, nicht ohne empfindliche Verletzung unseres aristokratischen Selbstbewußtseins. Dafür fanden wir auch in dem Waldfeuer und Kartoffelrösten, das nicht selten damit verbunden war, keine ganz genügende Entschädigung, obgleich Lippe jede Arbeit wie jede Ergötzung treulich mit uns theilte. Jene Zufahren wurden dann wieder von uns zu mancherlei gemeinnützigen Anlagen und Werken in unserem Gebiet verwendet (zum Beispiel ein Kaninchenberg), so daß es nie an Arbeit der Art fehlte, als wenn wir allen Ernstes den Tagelöhnerberuf vor uns hätten – wie wir uns gelegentlich wohl murrend darüber ausließen. Weit eher ließen wir uns die handwerksmäßige Arbeit gefallen, wozu wir durch einen geschickten Tischler in die Lehre genommen wurden, so daß wir es mit einiger Nachhülfe bis zur Anfertigung von Modellen landwirthschaftlicher Geräte, ja sogar zu fournirten Schreibpulten und Commoden brachten. Auch auf's Drechseln durften Einige sich legen, wobei aber der rechte Lehrmeister sich nicht finden wollte. Nicht daß ein solcher nicht vorhanden gewesen wäre, aber er war nicht nur uns selbst mißliebiger und unheimlicher, sondern auch überhaupt trotz seiner großen Geschicklichkeit nicht persona grata. Es ging das Gerücht über ihn, er habe in französischen Diensten die Plünderung von Lübeck mitgemacht und dort allerlei Kleinodien und dergleichen erbeutet. Darunter waren ein Paar silberne Sporen, die für Einige von uns doch eine so große Versuchung boten, daß sie gelegentlich bei unseren Ausritten zum großen Ärgerniß der «öffentlichen Meinung» eine glänzende Rolle spielten. Überhaupt bot uns, auch abgesehen von eigener Praxis, die bald in's Große und zum Verkauf nach außen betriebene Fabrication von Sämaschinen und anderm Ackergeräth, welche Fellenberg entweder selbst erfunden oder doch nach englischen Mustern verbessert hatte, eine in pädagogischer Hinsicht gewiß nicht gering anzuschlagende Gelegenheit, von so manchem Handwerksbetrieb eine gewisse Einsicht und Orientirung zu gewinnen. Die damit verbundene Vermehrung der arbeitenden Bevölkerung gehörte überdies zu den am meisten in die Augen fallenden Zeichen und Früchten der Entwicklung des Hofwyler Lebens.

Freilich gingen daraus begreiflich auch manche disciplinarische Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten hervor, die sogar mehr als einmal die Erscheinung eines «Landjägers» zur Abführung besonders widerspänstiger rüdigiger Schafe oder schwarzer Böcke herbeiführten, was immerhin zu den für uns nicht unwillkom-





*Victor Aimé Huber*



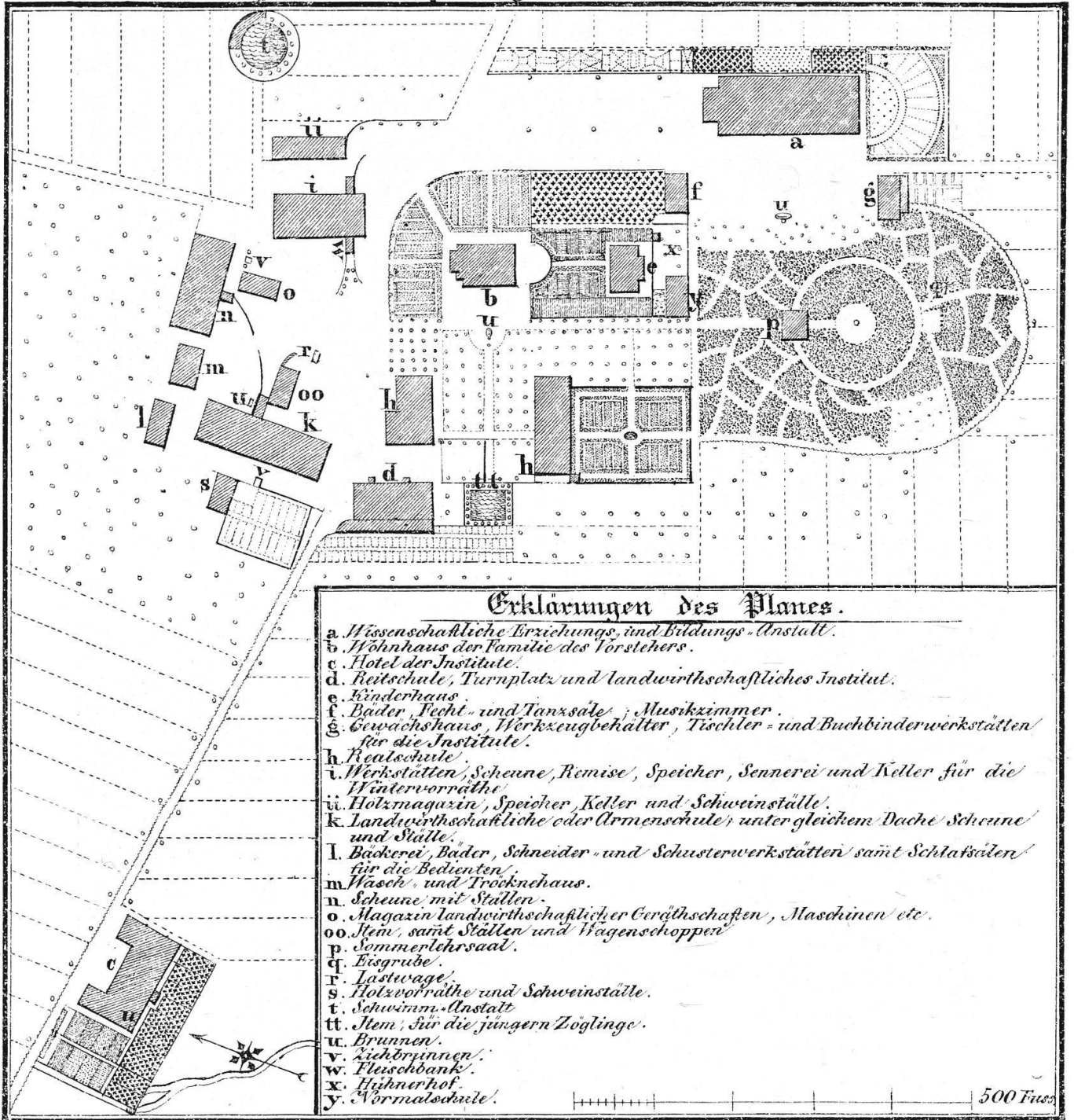
*Philipp Emanuel von Fellenberg 1771 — 1844*





*Margarethe von Fellenberg-Tschärner 1778—1839*

# Grund-Plan der Hofwylers-Instituts-Gebäude.



## Erklärungen des Planes.

- a. Wissenschaftliche Erziehungs- und Bildungs-Anstalt.
- b. Wohnhaus der Familie des Vorstehers.
- c. Hotel der Institute.
- d. Reitschule, Turnplatz und landwirthschaftliches Institut.
- e. Kinderhaus.
- f. Bäder, Fecht- und Tanzsäle; Musikzimmer.
- g. Gewachshaus, Werkzeugbehälter, Tischler- und Buchbinderwerkstätten für die Institute.
- h. Realschule.
- i. Werkstätten, Scheune, Remise, Speicher, Sennerei und Keller für die Wintervorräthe.
- ii. Holzmagazin, Speicher, Keller und Schweinställe.
- k. Landwirthschaftliche oder Armenschule, unter gleichem Dache Scheune und Ställe.
- l. Bäckerei, Bäder, Schneider- und Schusterwerkstätten samt Schlafsälen für die Bedienten.
- m. Wasch- und Trocknehaus.
- n. Scheune mit Ställen.
- o. Magazin landwirthschaftlicher Geräthschaften, Maschinen etc.
- oo. Hens, samt Ställen und Wagenschoppen.
- p. Sommerlehrrsaal.
- q. Eisgrube.
- r. Lastwage.
- s. Holzvorräthe und Schweinställe.
- t. Schwimm-Anstalt.
- tt. Sten, für die jüngern Zöglinge.
- u. Brunnen.
- v. Ziehbrunnen.
- w. Fleischbank.
- x. Hühnerhof.
- y. Vormalsschule.

500 Fuss



menen *sensationellen* Unterbrechungen des Alltagslebens gehörte. Der Versuch, eine gewisse gesellige und sonst ersprießliche Gemeinschaft unter diesen nach Beruf und Nationalität (oder doch *Stamme*) so heterogenen und meist sehr rohen Elementen herbeizuführen, wollte denn auch nicht recht gelingen. Doch gab es eine kurze Zeit, wo die Handwerker unsere Spiele (besonders Barre) mit großem Eifer nachahmten. Dabei zeichnete sich namentlich ein echter Ungar und ehemaliger Husar durch Gewandtheit und Kühnheit und durch die langen und volltönenden magyarischen Ausrufungen aus, womit er seine Heldenthaten begleitete. – Ohne Zweifel war der Sinn kein sehr erbaulicher, aber da ihn kein Mensch verstand, so fehlte alles Ärgerniß und auch diese Olympischen Spiele zogen ein zahlreiches und zum Theil gewähltes Publicum herbei.

Da aber hier eben von der Entwicklung neuer Zweige der Fellenberg'schen Unternehmungen zur Ausführung seiner patriotisch-philanthropischen Ideen und von der dadurch herbeigeführten Zunahme der Zahl und der Gattung der Bevölkerung des *Hofes* und seiner Dependenzen die Rede, so schließt sich gleich am besten *das* an, was ich über die nach deren *unmittelbaren* Gründer und Leiter<sup>12</sup> sogenannte «*Wehrly'schen Armenschule*» sagen kann, was aber eben nur auf eine allgemeine Erwähnung sich beschränken muß, da *wir* durchaus keine unmittelbare Berührung und keinen Verkehr mit den «*Wehrlybuben*» hatten. – Eine bewußte und etwa aristokratische Zurückhaltung unsererseits war (meines Erinnerens) nicht im Spiel, und wenn wir uns begegneten, so war die Begrüßung gegenseitig eine ganz freundliche. Auch ein eigentliches Verbot war nicht erlassen, aber wir bewegten uns eben in anderen Räumen und Zeiten. Doch erinnere ich mich, daß wenigstens zu der sonntäglichen Erbauung eine Zeit lang die beiden Anstalten sich versammelten. Ja, sogar die dritte Hauptabzweigung, die landwirthschaftliche Anstalt in Buchsee, mit der wir sonst ebenso wenig Beziehungen hatten, blieb bei dieser pädagogischen Function nicht ganz unvertreten. Was übrigens die allgemeine Bedeutung Wehrly's und seiner Anstalt als ersten oder doch jedenfalls eines der ersten Versuche auf jenem Gebiete der Volksbildung betrifft, wo seitdem die sogenannten *Rettungsanstalten* einen so großen Raum einnehmen, so darf ich wohl bei den meisten Lesern dieser Blätter eine genügende Orientierung voraussetzen. Ich kann hier nur bemerken, daß meine Erinnerung (*valeat quantum!*) nur die viel gewichtigeren günstigen Zeugnisse vermehren und verstärken kann, die anderweitig vorliegen. Ich erinnere mich nur eines unverbessertlich verwilderten jugendlichen Exemplars der sogenannten «heimathlosen» Bevölkerung der Schweiz. Seine wiederholte Entweichung und Versteckung, Einfangung und Entdeckung und schließlich Deportation nach Empfang einer polizeilichen Prügelstrafe auf dem Hofe gehörte zu den bedeutendsten «Sensationen», die unser Leben uns geboten hat. Dabei nahm jedoch mehr und mehr und besonders bei dem tragischen Schlußact die «öffentliche Meinung» sehr entschieden und mit «sittlicher Entrüstung» für den Delinquenten Partei.

Die weitere Entwicklung der Armenschule zu einer Art von Colonie<sup>13</sup> etwa eine Stunde von Hofwyl auf einem größtentheils erst urbar zu machenden Grund-

stück fand *nach* meinem Abgang statt; doch konnte ich mich später (1828) von dem in mancher Hinsicht handgreiflichen Erfolg überzeugen. Und obgleich meines Wissens ein Hauptpunkt, die Selbsterhaltung ohne Zuschuß oder Zufuhr vom Mutterland (Hofwyl), nie ganz erlangt worden ist, so bleibt es doch ein sehr beachtens- und nachahmenswerther Versuch zur wirklich nachhaltigen Lösung der Armenfrage, vor dem nur die belgischen fermes hospices den Vorzug verdienen dürften. Die sehr große Bedeutung, welche diese Dinge für meine eigene spätere Lebensführung und bescheidene Arbeit auf dem Gebiet der socialen Fragen gewinnen sollten, ist begreiflich genug – seltsam aber nur, daß diese Einwirkung Jahre lang gleichsam eine latente oder schlafende blieb, bis sie durch andere Anregungen derselben Art geweckt wurde.

Auch die weitere Completirung der verschiedenen Zweige des Baumes der Hofwyler Pädagogik durch weibliche Anstalten habe ich dort nicht mit erlebt und später keine nähere Kunde darüber erlangen können. Es war dies ohne Zweifel ein Feld, dessen Anbau der trefflichen *Mutter* Fellenberg und nach deren Tode den Töchtern zufiel, von denen namentlich die älteste sich schon früh mit der größten Aufopferung solchen Werken widmete. Dagegen erinnere ich mich noch sehr lebhaft eines frühern Versuchs, in Hofwyl eine Art Volksschullehrer-Seminar, oder doch einen Sommerkursus<sup>14</sup> zur Einführung von solchen Lehrern in die neue Methode zu gründen. Es wurde im «Wäldchen» eine Art von großem Sommerhaus errichtet, worin etwa dreißig bis vierzig dieser braven Leute aus mehreren Cantonen sich versammelten und allem Anschein nach sehr eifrig den Vorträgen folgten, die entweder Fellenberg selbst oder Griepenkerl und andere Lehrer hielten. Die liebe Jugend fand freilich den Grund zu *ihrer* Beachtung der Sache nicht in dem Verständniß ihrer höhern Bedeutung, sondern in dem oft komischen oder wunderlichen Aufzug und Gebaren dieses oder jenes «Meisters einer ländlichen Schule» und in den seltsam unharmonischen Nasentrillern, welche beim Chorgesang aus jener Bude weithin schallten. Mißtrauen und Unverstand der Berner Regierung machten übrigens der Sache bald ein Ende; die Bude aber wurde von uns fortan als Tummelplatz (besonders zum Exerciren) bei Regenwetter stark benutzt.

Übrigens war dieser Zweig der Volksbildung nicht der einzige Punkt, wo Fellenberg mit der Ungunst des bestehenden Regiments in Bern oder einzelner einflußreicher Personen zu kämpfen hatte, denen jede, auch die heilsamste und unentbehrlichste Neuerung ein Ärgerniß war. Natürlich bewegten sich diese Reibungen im Wesentlichen ganz jenseits unseres Horizonts, dennoch aber hatten wir nicht selten eine gleichsam instinctmäßige Witterung, daß «etwas los sei in Bern». Und so mögen sich denn auch einige Erinnerungen an diese und andere *äußere Schattenseiten* des Hofwyler Lebens hier, wenn auch lose genug, anschließen.

Wir hatten uns an Fellenberg's ganzem Gebaren, wenn er auf seinem kleinen Schimmel oder gar auf dem bewußten «Braunen» (als seinem eigentlichen Streitroß) nach Bern ritt oder zurück, eine Art von Barometer zusammengesetzt, das uns selten trügte. Wir waren aber um so aufmerksamer darauf, da wir bei

sehr tiefem Stand um so sorgfältiger mißliebigen Begegnungen aus dem Wege gingen. Übrigens waren diese Gewitter der äußern Politik nicht die einzigen, welche die Hofwyler Atmosphäre drückten und verfinsterten, sondern es kamen dazu – der Spannungen, Reibungen und Explosionen im innern und pädagogischen Staatsleben nicht zu gedenken – auch volkswirtschaftliche Krisen, welche oft einen ganz besonders niedrigen Barometerstand herbeiführten. So erinnere ich mich gar wohl einer sehr schlimmen Zeit; es muß im Anzug und unter den Vorzeichen des russisch-französischen Krieges gewesen sein, wobei wahrscheinlich auch eine schlechte Ernte im Spiel war. Es wurde uns auch ausdrücklich als Zeichen des Vertrauens und zur Erklärung der Mitleidenheit, die uns durch Sistierung unserer Taschengelder traf, angedeutet, daß Fellenberg in großer Geldverlegenheit sei. Aber es bedurfte kaum einer solchen «Enthüllung», da sogar Herr Lips\*, das finanzielle Factotum, in so großer Aufregung war, daß er seine beliebte und unter Umständen sehr nutzbare Schwerhörigkeit ganz vergaß und sich ohne sein Attribut, die Feder hinter dem Ohr, den profanen Blicken aussetzte. Einen sogar für unsern leichten Sinn ernstern Charakter und Ton erhielt diese Krise, als eines Sonnabends – und es war wenigstens mit Abzügen schon früher vorgekommen – das Geld zur Ablöhnung der vielen Männer und Frauen fehlte, die, in den umliegenden Dörfern wohnhaft, fortwährend auf den Feldern von Hofwyl in Taglohn arbeiteten.

Der Inspector oder Verwalter, ein Riese an Stärke und Gestalt, saß schweigend, sorgenvoll, finstern Blickes hinter dem Zahltisch, der auf der sogenannten «Einfahrt» in die große Scheune aufgestellt war, die Leute in dichtem Haufen ihn umringend, während der alte Johannes und einige andere von den alten Hofwyler Knechten ihnen zuredeten und die Verzögerung, so gut sie konnten, als einen fatalen Zufall zu erklären suchten: der Herr sei nach Bern geritten und habe befohlen, es solle mit der Ablöhnung bis zu seiner Heimkehr gewartet werden, da er mit den Leuten zu sprechen habe und wohl wisse, daß sie nicht beisammen blieben, sobald sie ihr Geld hätten; er müsse jeden Augenblick kommen und habe bestimmt versprochen, höchstens ein Viertelstündchen über die Zeit könne er ausbleiben, – es sei aber noch nicht einmal sieben Uhr. Die Leute hatten sich schon seit einigen Tagen soweit emancipirt, etwas früher als gewöhnlich Feierabend zu machen, und fingen auch jetzt an, mehr und mehr unruhig zu werden und, «wenn nicht laut, doch tief» genug ihre Ungeduld zu äußern, während bald der Eine, bald der Andere nach einem Punkt lief, wo man den Berner Weg etwas weiter hinaus übersehen konnte. Genug, die Sachen standen so, daß, als es endlich hieß, der Schimmel lasse sich sehen, es war, als wenn Hofwyl eine Felsenlast von der

\* Lips war für uns eine wesentlich komische Person, keineswegs aber für unsere Väter und Mütter oder andere Leute, die in Geschäften mit ihm zu thun und seine langen Rechnungen zu studiren und zu bezahlen hatten. Bei den hier in der Regel unvermeidlichen Bedenken und Erörterungen leistete ihm seine (vielleicht nicht) angebliche Taubheit treffliche Dienste. Übrigens, glaube ich, war er die treueste, ehrlichste Seele von der Welt, insofern er Alles für die Anstalt oder Fellenberg oder eigentlich für sei Bureau that, litt und wagte.

Seele fiele, und auch sogar wir fühlten unsern Theil dieser Erleichterung, da uns endlich doch auch etwas bange zu Muth geworden war. Die dortige Landesart ist nicht demonstrativ und am wenigsten, wenn ihr nur ihr Recht wird, und auch wir waren nicht an laute und massenhafte Äußerungen der Freude oder des Willkommens gewöhnt, und so trat die Routine sogleich wieder in ihr Recht. Fellenberg war auf der Rückseite des Hauses abgestiegen und kam dann bald aus dem Bureau heraus, von Lips und zwei Knechten gefolgt, die einen schweren Mantelsack trugen, woraus dann die Leute in gewohnter Weise befriedigt und dann mit einer sehr ruhigen, ernstesten, aber eindringlichen Ansprache und Mahnung zur Ruhe und Geduld in bösen Zeiten entlassen wurden, worauf sie stumm und stumpf wie immer abzogen.

Dies war wahrscheinlich gleichsam die Höhe sowohl dieser Krise unserer kleinen Welt als des sie mit bedingenden Stücks Weltgeschichte, welches sich damals abspielte, worauf dann das durch so schlimme Conjunctionen unterbrochene innere Gedeihen der Anstalt sich um so kräftiger wieder hob und auch den äußern Glanz und Ruhm in entsprechender Weise hervorrief. Dies zeigte nicht nur der Zuwachs an Zöglingen, meist von ihren Eltern eingeführt, sondern auch die zunehmende Menge von Reisenden und Besuchern aller Art und aller Nationen, unter denen manche mehr oder weniger, zum Theil sogar *sehr* notable Namen und Persönlichkeiten auch unsere Aufmerksamkeit erregten und uns Blicke in höhere und weitere Kreise thun ließen<sup>15</sup>. Dieser Zu- und Abfluß hatte schon früher gleichsam in einzelnen Tropfen eingesetzt; nachdem aber die Siege der Alliirten, der Sturz des französischen Kaiserreichs den «internationalen» (*damals* noch kein Modewort!) Verkehr wieder eröffnet hatten, wurde Hofwyl eine Zeit lang förmlich überschwemmt, und es mögen immerhin einige der beachtenswertheren Erscheinungen der Art hier erwähnt werden. Zu den früheren Erinnerungen gehörte A. W. Schlegel, dessen zuversichtliche, lebhafteste, fließende Rede einen großen, auch uns bemerklichen Eindruck auf den engern, auserleseneren Kreis unserer Lehrer machte, mit denen er in Berührung kam. Ich glaube mich auch nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Schlegel einen gewissen Einfluß auf Gegenstände und *Methode* des Unterrichts gehabt hat. Von ihm hörten wir zuerst vom Nibelungenlied nicht nur reden, sondern auch Stellen daraus vorlesen, wovon mir jetzt noch der eigenthümliche, etwas manierirte, uns aber sehr eindringliche Ton und Aussprache lebhaft erinnerlich ist. Freilich war es nicht bloße Begeisterung für das Vorgelesene oder Verehrung für den Vorleser, wenn wir uns bemühten, sein «da sprach von Troneg Hagene» und dergl. nachzuahmen. Wie wir denn über seine ganze etwas gezierte Erscheinung uns mit Maße lustig zu machen nicht umhin konnten. Auch von Calderon, von Camoens, von Dante tönten damals einzelne Anklänge bis zu uns herüber. Ob dieser Besuch in die Zeit von Schlegel's Hausgenossenschaft in Coppet fiel, ob in die Völkerwanderung von 1813 und 1814, ist mir nicht erinnerlich. Jedenfalls war es ziemlich gleichzeitig mit der Erscheinung einer andern zwar gefallenen *Größe*, deren unscheinbar bescheidene, aber durchaus ehrwürdige Erscheinung jedoch dem Interesse völlig entsprach, das



sich an seinen Namen auch bei uns und insbesondere bei mir schon von meiner frühesten Kindheit an knüpfte. Es war Kosciuszko, für den und die Tragik der polnischen Freiheitskämpfe meine Mutter um so mehr begeistert war, je widriger ihre sonstigen Erinnerungen aus dem geknechteten, zerrütteten Polen waren. Er lebte damals als Verbannter in Solothurn, und wenn ich nicht irre, besuchte er Hofwyl sogar mehr als einmal und war gar väterlich-freundlich mit uns. Zu den Respectspersonen geistiger und sittlicher Notabilität, deren Bekanntschaft wir (*so weit!*) machten, gehörten dann, ohne Zweifel *nach* dem Frieden, Robert Owen und Mrs. Fry. Beide indessen stellten durch lange englische Ansprachen, die uns (ohne eben viel verständlicher zu werden) dann verdeutscht wurden, unsere Geduld um so mehr auf die Probe, da wir in beiden Fällen mit wohlhergebrachtem Heißhunger das erkaltende Mittagessen im Sinn und Auge hatten. Die quäkerische Kleidung, Vortrag und Stimme der verehrungswürdigen Reformatorin des Gefängniswesens trug nicht dazu bei, uns für ihre Ermahnungen zugänglicher sondern nur, die Geduldprobe durch einige Satyre erträglicher zu machen. Was der ebenso verdienstvolle als verschrobene Gründer von Newlanark und Apostel *seiner* confusen Socialphilosophie gerade *uns* mitzutheilen haben konnte, will mir jetzt so wenig einleuchten als damals\*. Auch war es freilich eigentlich wohl nicht auf uns abgesehen, sondern auf die zahlreiche Versammlung von Erwachsenen der Hofwyler Welt und vieler Fremden. Schwerlich aber hat er das Princip der Verwerflichkeit aller Zwangs- und Strafmittel in der Erziehung zum Thema seiner Laienpredigt gemacht, denn *dafür* hätte es gerade *uns* gewiß nicht an Empfänglichkeit gefehlt. Auch eigentlich pädagogische und sonst gelehrte Notabilitäten gehörten gleichsam zu unserem täglichen Brod, doch wüßte ich keinen bestimmten Eindruck von solchen Erscheinungen wieder herzurufen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie auch damals von uns nicht viel mehr Notiz nahmen als wir von ihnen. Weit mehr Eindruck machten einige zumal musikalische Künstler, besonders wenn wir an Proben ihrer Kunst Theil nahmen, was nicht selten geschah. Doch erinnere ich mich nur solcher *Instrumente* wie Horn, Oboe, Violine, Clarinette, nicht aber der Namen der *Virtuosen*. Ob Chladni dahin zu rechnen stelle ich dahin. Auch declamatorische, ja bauchrednerische und prästidigiatorische Leistungen wurden uns auf diese Weise zugänglich.

Doch um aus solchen Tiefen mich zu um so glänzenderen Höhen zu erheben, könnte ich eine merkliche Anzahl glänzender, stattlicher Kriegshelden in hohen Stellungen und glänzenden Uniformen, darunter ohne Zweifel auch fürstliche Personen, vor meiner Erinnerung aufsteigen lassen, bei deren Namensnennung ich aber leicht bloß Gehörtes mit Gesehenem verwechseln und den Schein der Großsprecherei auf mich laden würde. Von Fellenberg's (unter *uns*) notorischem

\* Damals freilich wurde mir nicht «gesungen», daß ich in meinen alten Tagen (in gewissem Sinne) in Owen's Fußtapfen treten würde durch «Cooperations-Propaganda». Daß das sogenannte cooperative movement in seiner *gesunden* mit der Owenistischen Agitation der zwanziger Jahre zusammenhängt, ist bekannt.

Verkehr mit den höchsten Potentaten in Basel rechneten wir zwar auch uns einige Ehrenprocente an, doch war aus zweiter Hand damit nicht viel zu machen. Um so lieber halte ich mich denn an die wenigen und *höchsten*, denen ich mich genau erinnere. Da war schon in der Zeit vor dem großen Kriege der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern, dessen einfacher grauer Rock, bürgerliche Haltung und bartloses Angesicht zwar unserer Erwartung um so weniger entsprach, da wir nicht blos an den Kronprinzen, sondern auch an die Kriegsthaten von Abensberg und Wagram dachten, welche uns absichtlich oder zufällig bekannt geworden waren. Doch brachte sein helles Auge und sein lebhaft freundliches Wesen Alles wieder in das rechte Gleis, namentlich bei mir, da ich ihm als bayerisches Landeskind und Enkel seines hochverehrten Göttinger Lehrers Heyne besonders vorgestellt wurde. Imposanter und unseren Erwartungen entsprechender erschien jedenfalls einer der fürstlich-militärischen Gäste, die uns der Pariser Friede zuführte, – der Prinz August von Preußen. Sein Besuch fiel gerade in unsere mathematische Stunde, wo ich (wie gewöhnlich in diesem Fach) mich in irgend einer intricaten Aufgabe so hülflos festgefahren hatte, daß ich – da wir ein- für allemal angewiesen waren, die Besucher gar nicht zu beachten, und sogar etwas darin suchten, sie zu ignoriren – den Eintritt eines *solchen* Gastes nicht beachtet hatte. Plötzlich hielt es hinter mir mit den Worten: «Na, mein Sohn, haben wir uns festgefahren?» Schon Stimme und Ton waren keine gewöhnlichen, und ehe ich mich recht besinnen konnte, langte ein Uniformsärmel mit obligater Hand über meine Schulter, nahm mir Tafel und Griffel aus der Hand und half mir mit wenig Worten, Zahlen und Strichen aus der Noth. Dann schritt der hohe Wohlthäter weiter, ohne meinen Dank abzuwarten, worauf meine Verduzttheit ihn freilich wohl lange hätte warten lassen. Natürlich habe ich es später selbstverständlich gefunden, daß der Prinz nicht nur einer der tapfersten, sondern auch einer der namentlich im mathematischen Kriegswesen gelehrtesten preußischen Generale sei.

Doch Zeit und Raum mahnen und ich darf nur noch *einen*, aber in mancher Hinsicht den beachtenswerthesten unter den hohen Besuchen erwähnen, die uns jene tumultuarische Zeit zuführte, – die Exkaiserin Marie Luise. Von ihrer Person ist mir nur der allgemeine Eindruck einer etwas zerflossenen breiten Masse von bunter Seide und Spitzen und eines mit herrlichen Federn geschmückten Hutes erinnerlich, darunter ein lebhaft geröthetes, bewegliches, freundliches Angesicht. Von ihrem ziemlich zahlreichen, lauten und glänzenden Gefolge erinnere ich mich nur des Generals Neipperg und seiner schwarzen Augenbinde. Die Wahrheit zu sagen, fanden wir mehr Interesse an dem, was wir (d. h. Hofwyl) dem hohen Besuch boten, als an ihm selbst. Und zwar hatten wir bei dieser Gelegenheit auch wieder einmal – was leider nicht allzu oft und seit dem Abenteuer mit dem «Braunen» zum ersten Mal wieder der Fall war – unser Wohlgefallen Fellenberg selbst zuzuwenden. Dessen zugleich männlich unabhängige und doch vollkommen die Ehrerbietung gegen die Dame und Fürstin ausdrückende Haltung wußten wir wohl zu schätzen, – namentlich im Gegensatz zu der Art,

wie wir in jener Zeit manche andere Personen ähnliche Rollen spielen sahen, wobei wir viel genauer zu beobachten pflegten, als man es uns wohl zutraute. Noch weit lebhafter freilich erregte das Schauspiel, das der Kaiserin, wie es hieß, auf ihren ausdrücklichen Wunsch vorgeführt wurde, unsere Aufmerksamkeit. Es wurde nämlich sämtliches Rindvieh aus den Ställen auf den großen Hof gelassen – wenigstens funfzig Häupter, darunter ein gewaltiger «*Munni*» (Bulle), der immer ein Gegenstand unseres respectvollsten Interesse war. Sein gelegentliches Aus- und Losbrechen und der Schreckensruf: «Der Munni isch etrunne!», dann der großen schwarzen Masse Gebrüll und Herumtoben, oft wo er am wenigsten hinpaßte z. B. in den Gärten – das gehörte zu den *uns* willkommensten sensationellen Unterbrechungen des Alltagslebens. Dies Alles tummelte sich nun eine gute Weile chaotisch und lärmend genug zu unserm großen Jubel vor dem hohen Besuch herum, während Knechte und Arbeiter mit Stangen und Knüppeln die Ausgänge besetzt hielten. Eine Zeit lang ging es ziemlich harmlos her, und die Exmajestät und Gefolge, auf der Terrasse, unter den Ulmen, wie es schien, sicher genug und überdies von einer erlesenen Schaar unter dem alten Johannes geschützt, sah dem ihr sehr neuen Spectakel mit offenbar lebhaftem Ergötzen zu. Als nun aber das Vieh wieder eingetrieben werden sollte, fiel es dem «Munni» ein, die nähere Bekanntschaft der hohen Herrschaften zu machen, vielleicht auch daß ein rothes Tuch oder Kleid ihm jetzt erst auffiel, – genug, er besann sich eine Weile und kehrte dann plötzlich um, stürmte brüllend nach der Terrasse zu und suchte die Böschung hinaufzukommen, worauf denn ein solcher Aufbruch, solche Flucht, Verwirrung, Schreckensgeschrei und Klage unter den Zuschauern losbrach, daß wir uns nichts Besseres wünschen konnten, – wenigstens wir erfahreneren alten Häupter, die von vorne herein auf Bäumen und Thorpfeilern erhabene Stellungen eingenommen hatten, die mit dem besten Überblick des Schauspiels auch die vollkommenste Sicherheit gewährten. Indessen auch für die weniger vorsichtigen Zuschauer blieb es beim bloßen Schrecken. Was aus der Kaiserin wurde, kümmerte uns nicht weiter, als Graf Neipperg sie in vollem Lauf der nahen offenen Thüre des Gärtnerstöckli's zuführte; um so größer aber war unsere Theilnahme an den (in *unseren* Augen) Hauptpersonen, deren Benehmen denn auch unsern vollen Beifall erhielt. Während unser Freund, der alte Johannes, den Bullen mit starker Hand beim Schweif zurückhielt, so daß der erste Anlauf an der steilen Böschung gebrochen wurde, trat ihm Fellenberg selbst mit großer Ruhe und mit einem hoch geschwungenen schweren Schemel entgegen, um ihn zu empfangen, wenn er doch hinaufkäme. War es nun die materielle Kraft, die von hinten hemmend auf ihn einwirkte, oder war es (des Schemels nicht zu gedenken) die sittliche Kraft der Persönlichkeit und des Auges des Herrn, die ihm von vorne entgegentrat, wahrscheinlich beides zugleich, – genug, das Unthier zog sich ohne weitere Anstrengung, aber nicht ohne eine gewisse Würde brummend zurück und folgte der Heerde in den Stall. Er hatte es wohl überhaupt gar nicht so schlimm gemeint und wir hielten uns durchaus berechtigt und verpflichtet, seine Partei zu nehmen, wenn ihm von Anderen, die in ihrem

Schrecken und ihrer Flucht gar nicht gesehen hatten, was vorging, die schwärzesten Absichten untergelegt wurden. Fellenberg aber hatte jedenfalls wieder bei uns einen «moralischen Sieg» erfochten.

Schließlich nun muß oder kann ich, wieder etwas zurückgreifend, füglich hier eines Festes<sup>16</sup> erwähnen, welches gleichsam den Höhepunkt der äußern Entwicklung der Hofwyler Anstalten der Welt anschaulich zu machen bestimmt war, wovon mir aber nur eine ziemlich dunkle Erinnerung geblieben, – nicht zu vergleichen mit jenem improvisirten bukolischen Kampfspiel. Ich weiß mich nicht einmal genau des Jahres zu erinnern, doch muß es auch ungefähr um dieselbe Zeit, d. h. nach dem Ende der allgemeinen Kriegssperre und Kriegsdrangsale, gewesen sein. Wenigstens waren in den unmittelbar vorhergehenden Jahren auch die Hofwyler Zustände kaum der Art, daß an eine solche Festdemonstration hätte gedacht werden können. Genug aber, es wurde ein großes und für unsern Maßstab und Urtheil höchst splendides Fest verkündet, vorbereitet und gefeiert, wozu von nah' und fern alle Freunde und Gönner sowohl der Sache im Allgemeinen als Hofwyl's insbesondere eingeladen worden waren. Es wurde zwar das Hauptgewicht auf die landwirthschaftliche Seite gelegt, aber doch auch die pädagogische nicht ganz vergessen. Wenigstens wurden wir mit silberglänzenden, an Epaulettes erinnernden Litzen, ausgezeichnet, die indessen weit weniger beachtet oder praktisch (z. B. an den Buffets) honorirt wurden, als wir erwarten zu können vermeinten. Wenn wir aber auch durch die etwas untergeordnete Rolle, die wir spielten, uns einigermaßen verletzt fühlten, so waren wir sehr damit einverstanden, als es sich fand, daß Zeit, Raum und allerlei Mißverständnisse in der Ausführung des Programms zwangen, die Prüfungen, Declamationen und sonstige Productionen auszuschließen, wobei wir des Tages Last und Hitze hätten mittragen und sogar eine Hauptrolle spielen müssen. Wie dem auch sei, der Glanzpunkt für uns und die einzige sehr deutliche Erinnerung, die mir und wohl auch anderen Commilitonen geblieben, war die Erweiterung unseres gastronomischen Horizonts am Buffet und sonst, namentlich in der Richtung der *Eisregion*. Zwar behaupteten einige der erlauchteren Mitglieder unseres Cötus, sie hätten schon früher in den Palästen ihrer hohen Eltern Citronen- und Vanilleeis die Fülle genossen; die öffentliche Meinung aber erklärte sich so entschieden und handgreiflich gegen solche hyperaristokratische Phantasien, daß sie sich wenigstens nicht lange öffentlich zu behaupten vermochten. Jedenfalls war das große Fest in unseren Augen nur ein sehr mäßiges, worin übrigens nach manchen Äußerungen, die wir erlauschten, nicht wenige der Gäste mit dem gewöhnlichen Undank der Welt einzustimmen schienen. Dies galt wohl auch von einer großen Soirée, welche das Fest beschloß, wovon mir aber eine bestimmtere Erinnerung fehlt. Möglich, daß es in Folge dieses, wenngleich nicht glänzenden, Versuchs geschah – jedenfalls muß es ungefähr in dieser Zeit gewesen sein –, daß wir «Großen» regelmäßig zu Cultivierung unserer Manieren zu gewissen, wenn ich nicht irre, monatlich stattfindenden Soirées commandirt oder zugelassen wurden, wobei nicht nur unsere Lehrer, sondern auch das Personal der landwirthschaft-



lichen Anstalt und fremde Besucher Zutritt hatten. Auch an Damen fehlte es nicht, und wenn wir nicht viel an gutem Ton und feinem salonsmäßigem Gebaren gewannen, so war es gewiß nicht die Schuld der Damen des Hauses. Frau von Fellenberg war übrigens eigentlich die einzige Gestalt in der chaotischen Menge, deren ich mich noch lebhaft, gleichsam wie eines tröstlichen, friedlichen, anmuthigen Gestirns, erinnere. Leider war ich schon damals dem frühern kindlichen und brüderlichen Verhältniß zu ihr und ihren Töchtern – *nicht* mit meinem Willen und, ich glaube, *ohne* besondere Verschuldung oder Absicht von irgend einer Seite – ganz entwachsen und in die anstaltsmäßige, halb verlegene, halb jungenschaftig trotzig Haltung der übrigen Zöglinge eingewöhnt. Aber uns Allen war und blieb sie doch immer und mehr, als wir es uns selber gestehen mochten, ein Gegenstand und eine Quelle so zarter Gefühle und Eindrücke, wie es eben jungenshafte Art nur irgend gestattet. Im Übrigen ist meine Haupterinnerung von diesen Abenden nur die einer sehr großen Schläfrigkeit, unterbrochen durch einige Glanzpunkte, wie lebende Bilder, Sprüchwörter-Darstellungen und andere praktische Scherze. Sie wurden besonders von einigen älteren landwirthschaftlichen Notabilitäten aus Buchsee auf- und ausgeführt, unter denen ein württembergischen Baron v. Sturmfeeder sich eines besonders allgemeinen Beifalls auch bei uns erfreute. Übrigens scheint man von manchen Seiten «ein Haar» in diesen Geselligkeiten gefunden zu haben, wenigstens wurden sie bald sehr intermittirend und hörten nach kaum Jahr und Tag ganz auf, – jedenfalls für *uns*!

Hier aber kann ich am besten die Erwähnung einer andern Art von Lustbarkeit anknüpfen, die indessen auch unter uns nicht recht gedeihen wollte und wogegen ich selbst namentlich immer in der heftigsten Opposition stand, besonders nachdem man mir einmal zugemuthet hatte, in einer Berner Waisenhausjacke einen Leibhusaren zu spielen. Es waren nämlich dramatische Aufführungen, wozu es an dichterischen Producten nicht fehlte, obgleich die Verfasser nicht immer einen leichten Stand hatten, wenn ihnen die Kritik auch wohl handgreiflich näher trat. Die Sache nahm übrigens ein Ende mit Schrecken, indem ein zufällig anwesender kleiner Diplomat oder Vertreter eines kleinen Staates es sehr übel vermerkte und einen casus belli daraus zu machen drohte, daß die Uniformen gewisser prinzlicher Commilitonen zu, nach seiner Meinung, unwürdigen Zwecken (Nachtwächter auszustaffiren, wenn ich nicht irre) gemißbraucht worden waren.

Um uns nun wieder den ernsteren Seiten und Zielen des Hofwyler Lebens zuzuwenden, fassen wir diese zunächst in der Frage nach der Hofwyler oder Fellenbergischen *Methode* oder *System*<sup>17</sup> zusammen. Auf diesem Gebiet aber dürfte nun zwar mit Recht der eigentliche *Unterricht* den ersten Platz beanspruchen, leider aber strenge ich meine Erinnerung vergeblich an, um mir deutlich zu machen, *was* dabei überhaupt System und Methode, wohl gar specifisch Hofwyl oder Fellenberg angehörend, und was bloße *Praxis* gewesen sein mag, womit begreiflich eine *Idee* nicht ausgeschlossen zu sein braucht. Nachdem einmal durch Griepenkerl, Albrecht, Kortüm, Becker, Schacht u. s. w. der hauptsächliche

Unterricht seinen nachhaltig geregelten und im Wesentlichen nicht weiter wechselnden Inhalt, Form und Ordnung erhalten, wüßte ich nicht, daß darin für die Hauptfächer – classische Studien, Geschichte, Deutsch, Mathematik – ein erheblicher Unterschied von den besseren deutschen Gymnasien *jener Zeit* bemerklich gewesen wäre. – Man müßte denn etwa folgenden Punkten eine größere Bedeutung beilegen, als sie mir zu verdienen scheinen. Erstlich war wohl die Zeit des eigentlichen Unterrichts – durchschnittlich und gelegentliche nicht ganz correcte Unterbrechungen abgerechnet – vielleicht etwa um eine Stunde täglich geringer als im Ganzen heutzutage auf unseren Gymnasien. Jedenfalls fand bei der weniger zahlreichen Besetzung der Classen, besonders der ersten, die meines Wissens nie über ein Dutzend Schüler stieg, eine gewiß hinreichende Compensation in der fruchtbaren Benutzung der Zeit (unter sonst gleichen Umständen) statt. Zweitens war der Übergang von einer Classe zur andern und also das *Steigen* in dieser Beziehung ausgeschlossen. Jede Classe wurde durch alle Stufen des Unterrichts von denselben Lehrern durchgeführt, so lange diese selbst nicht wechselten. Wenigstens war dies zu meiner Zeit und in Beziehung auf die vierzig bis funfzig relativ älteren Zöglinge der Fall, die anfangs in zwei, dann (wie ich meine) in drei Classen nach ungefährer Altersgleichheit getheilt wurden. Übrigens kam die Unterscheidung nach Classen im gewöhnlichen Leben nie recht auf. Da hieß es immer nur die «*Großen*» und die «*Kleinen*», wobei die erste Classe mit jenen zusammenfiel und sich deckte, während die Kleineren, die zwischen diesen und den wirklich *Kleinsten* und *Jüngsten* stehenden Mittelalterigen, wohl eine ziemlich schwankende und unbehagliche Stellung einnahmen. Jedenfalls war *unsere* Aristokratie eine geschlossene und von Versetzung aus jenen Niederungen zu unseren Höhen nie die Rede; wohl aber wurden uns neue Ankömmlinge gleichen Alters und ähnlicher Leistungsfähigkeit zugewiesen. Doch war dazu sehr selten Gelegenheit, da die *Regel* der Anstalt, nur Knaben etwa bis zum zehnten Jahr aufzunehmen, ziemlich streng gehandhabt wurde. Auch Versetzungen *in* der Classe fanden nicht statt, wie überhaupt die Anregung des Ehrgeizes durch irgendwelche äußere Auszeichnung sich durchaus nicht mit Geist und Grundsatz der Anstalt vertragen hätte. Über relative Vorzüge und Nachtheile dieser Ordnungen und anderer Momente des Unterrichts in Hofwyl im Vergleich mit deutschen Gymnasien, ihrem Classenwesen, und was ihnen sonst eigenthümlich, läßt sich streiten; doch kann nicht zugegeben werden, daß die Resultate in Hofwyl *gegen* jene Art und Weise unter gegebenen Umständen sprächen. War der höchste Zweck, das Ziel des Unterrichts allerdings eine genügende Vorbereitung zum Eintritt in eine deutsche Universität oder sonstige *höhere* Bildungsanstalt – also die *Maturität* nach hergebrachtem Ausdruck –, so fehlt es nicht an vielen Beispielen, daß dieser Zweck genügend erreicht wurde. Und wenn dies nicht bei Allen oder nur bei einer Minderzahl der Fall war, so erklärt sich dies theils dadurch, daß jenes Ziel von vornherein nicht als unbedingte Regel in's Auge gefaßt wurde, sondern auch geringere Bedürfnisse Aufnahme fanden, theils dadurch, daß viele Zöglinge zu früh abgingen, um die Maturität erlangen zu können.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Unterrichts hinsichtlich der Gegenstände gehörte es wohl, daß das Griechische *vor* dem Latein angefangen wurde. Wenigstens möchte diese Neuerung, die zu jener Zeit (von *wem*, weiß ich nicht) im deutschen Schulwesen zur Sprache gebracht wurde, nur in wenigen Fällen wirklich zur Praxis erhoben worden sein. Auch daß das Griechische gleich mit dem Homer angefangen wurde und nicht mit chrestomathischem Stückwerk, mag damals immerhin anderwärts nicht oft vorgekommen sein. Übrigens wird in solchen Dingen wohl auch noch immer das, was Eigenthümlichkeit des einzelnen Lehrers, von *dem* zu unterscheiden sein, was Sache der allgemeinen Methode der Anstalt war. Dahin möchte wohl hauptsächlich die Behandlung der Geographie wenigstens in den ersten Jahren der Anstalt zu rechnen sein. Zunächst freilich mag eine Einwirkung Pestalozzi'scher «*Anschauungslehre*» im Spiel gewesen sein<sup>18</sup>, wenn der geographische Unterricht von der Fiction ausging, Hofwyl sei gleichsam der Mittelpunkt der Erde. Von da aus wurde dann unsere Karte entworfen, – zunächst nach eigener Wahrnehmung vom berufenen Schloßthurm aus und in Folge geeigneter Excursionen und Recognoscirungen nach den umliegenden Dörfern, See'n, Hügeln u. s. w.; dann in weiteren Kreisen (nach Art der Bewegungen des Wassers durch einen Steinwurf), in weniger bekannte Sphären vordringend. Wenn ich mich recht erinnere, kamen wir aber damit doch nicht weiter als Olten – vielleicht in einer Art von Ahnung der weltverkehrlichen Bedeutung des gegenwärtigen Central-Bahnhofs! Wodurch dieser Anlauf unterbrochen wurde, außer etwa durch die damaligen Grenzen unserer Anschauungen, weiß ich nicht, immerhin aber wäre ich auch jetzt bereit, diese Methode gegen die leider in den gepriesensten Schulen mit wenig individuellen Ausnahmen wenigstens factisch herrschende leere, dürre Inventar- und Nominalgeographie zu vertreten. Es ist mir nicht erinnerlich, ob wir diese geographischen Vorstudien auch schon Albrecht verdankten – die Sache sah ihm wenigstens ganz ähnlich; jedenfalls aber ging die Eigenthümlichkeit des weitem Verlaufs ganz von ihm aus. Von systematischen Lehrbüchern war dabei kaum die Rede, sondern das Hauptmoment blieb Anschauung der Natur – das Grundprincip dieser Methode. – Sie wurde aber über die Grenzen unseres Horizonts hinausgeführt und vermittelt durch Reisebeschreibungen, aus denen wir nach gewissen Hauptpunkten ein geographisches, naturhistorisches und ethnographisches Bild der betreffenden Länder aufzustellen hatten. Zur praktischen Anwendung der dadurch sich bildenden Beobachtungsfähigkeit gaben dann unsere Fußreisen reichliche Veranlassung. Wenigstens wurde eine Zeit lang sehr auf solche Reisebeschreibungen gehalten, worin von den durchwanderten Gegenden nach jenen Gesichtspunkten ein Bild gegeben wurde, wobei freilich Personalien als Zugabe nicht ausgeschlossen waren. Was die sogenannte allgemeine und mathematische Geographie betrifft, so trat sie später und unter anderen Lehrern (besonders Schübler) mehr hervor, doch will ich nicht leugnen, daß wir darin nicht sehr weit kamen. Allwege aber möchte ich das wesentliche Resultat jener Behandlung dieser Disciplinen, das *Sehenlernen* (wozu auch der Zeichenunterricht mitwirkte) weit höher an-

schlagen, als es leider gewöhnlich geschieht. Von anderen und relativ untergeordneteren Lehrgegenständen wüßte ich wenig zu erwähnen. Neben dem Französischen, das in Hofwyl, wie überall und immer auf deutschen Schulen, entweder an sich oder durch seine Vertreter ein Schmerzenskind blieb\*, wurde eine Zeit lang auch Italienisch getrieben. Und zwar wurde seltsam genug der Anfang mit Petrarca und seinem «Chiare, dolce, fresche acque» gemacht – unter dem Einfluß *welches* pädagogischen Gestirns, ist mir nie klar geworden. – Vielleicht war es nur ein persönlicher whim (wer weiß einen entsprechenden deutschen Ausdruck? – «*Einfall*» thut's nicht!) von Schacht; immerhin aber kamen wir damals nicht über diese klaren Gewässer hinaus, obgleich *wir* oder doch Einige von uns ziemlich darauf anbissen\*\*. Von anderen études d'agrément (um nicht zu sagen allotriis), abgesehen von der schon erwähnten Gymnastik, – von Tanz und Musik ziemt mir kaum zu sprechen. Vom Tanzunterricht wurde ich dispensirt – wegen unüberwindlicher Idiosynkrasie, die sich sogar auf den unschuldigen, freundlichen kleinen Franzosen erstreckte, der wöchentlich einmal von Bern herüberkam, um uns Bären zu lecken. Dies geschah jedoch erst, nachdem ich mich durch eine absichtliche Verwundung am Bein beim Holzhacken auf eine Zeit lang invalidisirt hatte. Zu wirklichem «Tanzvergnügen» kam es übrigens zu meiner Zeit nicht, und doch konnten wir selbst die Musik dazu mehr als reichlich besetzen. Jedenfalls spielte musikalischer und zwar Vocal- und Instrumental-Unterricht eine so große Rolle in Hofwyl, wie es die richtige Würdigung der classischen Kalokagathie *theoretisch* irgend verlangen konnte. Um den Preis eines wahren Höllenlärms, wenn ein halb Dutzend Instrumente auf einmal, wenn auch in verschiedenen Räumen, gelehrt oder geübt wurden, brachten wir es bis zur Aufführung ganz respectabler Concerte, wobei Manche von uns nicht geringe Ehre einlegten. Leider gehörte ich nicht dazu, sondern wurde als ziemlich unverbesserlicher Amusos sehr bald vom Gesangunterricht ausgeschlossen und in der Instrumental-Capelle nur noch als nothwendiges Übel beibehalten, da mein sogenannter guter Clarinettansatz nicht wohl zu entbehren war. Nach diesen Erfahrungen kann ich mir lebhaft denken, wie die berühmte russische Militärmusik zu Stande kommt.

Wenn ich bisher des wichtigsten Moments sowohl für die Erziehung als im Unterricht – der Religion – nicht erwähnt habe, so geschah es allerdings zum Theil eben wegen ihrer auch in Hofwyl principiell anerkannten eminenten Bedeutung, die eine besondere und ausführlichere Erwähnung forderte. Andererseits aber veranlaßte mich dazu fast unbewußt die entgegengesetzte Erscheinung, daß in gewissem Sinn die Religion, thatsächlich jedenfalls, eben *nicht* zu

\* Für Hofwyl und jene Zeit lag die Entschuldigung für die Aufnahme dieses Wechselbalgs nahe genug; dafür aber, daß auch *jetzt* auf deutschen Schulen noch immer das Französische und nicht das Englische figurirt, soll ein vernünftiger und genügender Grund erst noch gefunden werden.

\*\* Mich wenigstens hat die kleine Zwickauer Ausgabe des Petrarca, die uns damals geliefert wurde, auf allen meinen Reisen begleitet, und ich würde mich auch jetzt nur gezwungen davon trennen. Auch ließ mir jene Anregung keine Ruhe, bis ich einige Jahre später an der Quelle von Vaucluse selbst meinen Durst gelöscht, die Canzone gelesen und die ersten Feigen von dem Baume gepflückt, in dessen Schatten ich ruhte.



ihrem vollen Recht zu gelangen vermochte. Nicht etwa als wenn ein religiöser Geist im Allgemeinen der Anstalt in Haupt und Gliedern gefehlt hätte. Das Gegentheil war bei unbefangenen und näherem Einblick durchaus nicht zu verkennen. Für die *Erziehung* jedenfalls waren *religiöse* und *in gewissem Sinn und Grad* specifisch *christliche* Voraussetzungen die selbstverständliche Grundlage – vielleicht nur *zu implicite*, *zu wenig explicite*! Doch trat sie auch bei besonders geeigneten, namentlich ernsteren oder feierlicheren Gelegenheiten auch ausdrücklich genug hervor, sei es sporadisch in unmittelbar praktischer Anwendung von Mahnung, Warnung oder Strafe Einzelner und in den regelmäßigen sonabendlichen Rückblicken auf die pädagogische Woche, oder sei es in den Sonntagsandachten, die freilich nicht sehr regelmäßig gehalten wurden. Bei Fellenberg selbst namentlich war ein tiefer religiöser Ernst auch für uns gar nicht zu verkennen, wenn und so lange er sich unmittelbar bei diesen Dingen betheiligte. Indessen geschah dies später nur gleichsam stoßweise, wahrscheinlich nach besonderem Bedürfniß gewisser Krisen des innern Lebens der Anstalt, wo ihm sein unmittelbares Eingreifen nöthig schien. Die Sonntagsandachten mit Ansprache, Gesang und Gebet wurden abwechselnd und nach Umständen und später meistens von einigen der Lehrer gehalten, von denen mir besonders Müller wegen seiner gemüthlich warmen und an- oder aufgeregten Weise erinnerlich. In alledem aber traten *specifisch* christliche oder gar *kirchliche* Momente wenig und bestimmt dogmatische Fassung der christlichen Mysterien nie hervor. Dasselbe gilt noch mehr von dem Religionsunterricht, der sich auf das Lesen einiger Capitel des Alten und einiger Bücher des Neuen Testaments mit Erklärungen des Lehrers (meines Erinnerens nur Lippe) beschränkte. Dabei liefen in einer gewissen gemüthlich, fromm gefühligen Vermittelung doch manche Anklänge modern rationalistischer Ausleerung und Auslegung häufig mit unter. Erst später trat auch das specifisch kirchliche Moment in unsern Bereich oder umgekehrt, indem je nach dem Wunsch der Eltern oder aus anderen Rücksichten ein Theil der älteren Zöglinge (wenn ich nicht irre) dem Pfarrer in Buchsee zum Katechismusunterricht, die anderen einem besonders dazu berufenen katholischen Geistlichen zugewiesen wurden. Über die Art und Weise, wie diese Aufgabe hüben und drüben behandelt wurde, konnte ich zu eigener Erfahrung nicht gelangen, da ich unter besonderen, hier nicht näher zu erörternden Umständen, bei dieser *itio in partes* in einer mittlern Stellung gleichsam stecken blieb. Überdies geschah dies Alles kurze Zeit vor meinem Abgang. Von einer Theilnahme der Zöglinge oder auch nur eines Theiles derselben an dem regelmäßigen kirchlichen Gottesdienst habe *ich* jedenfalls keine Erinnerung. Habe ich ein- oder zweimal das Innere der Kirche gesehen, so muß es bei Gelegenheit einer Taufe oder sonst außergewöhnlicher Veranlassung gewesen sein.

Den Werth oder Unwerth einer solchen Behandlung des Religionsunterrichts und der eigentlich und unmittelbar erbaulichen Seite des Hofwyler Lebens wird Jeder principiell, theoretisch oder abstract, nach seinem eigenen Standpunkt beurtheilen. Derjenige aber, wohin ich in der zweiten Hälfte eines langen Lebens

geführt wurde und worauf ich an dem nach menschlichem Ermessen nicht mehr fernen Ziel desselben stehe, läßt kein *an sich* günstiges Urtheil darüber zu. Ein Anderes aber ist auch hier die Abstraction und ein Anderes die concrete und durch so mannichfaltige, namentlich individuelle Momente bedingte lebendige Wirklichkeit. – Zu den billig zu berücksichtigenden Momenten gehört hier insbesondere in Beziehung auf die Anstalt selbst der allgemeine Stand und Zustand des religiösen und kirchlichen Lebens jener Zeit. Darauf näher einzugehen, ist begreiflich hier nicht der Ort; doch mag bemerkt werden, daß namentlich auch in der Schweiz die Bedingungen einer irgend lebendigen specifisch-christlichen oder gar kirchlich-dogmatischen Anregung wo möglich noch seltener zu finden waren als in Deutschland\*. Noch entscheidender aber ist ohne Zweifel das praktische Resultat, wonach der gegebene Fall billigerweise zu beurtheilen ist. In dieser Hinsicht nun standen die Sachen bei uns doch besser, als Mancher vielleicht glauben könnte. Zwar was uns nicht *gegeben* wurde, konnten wir nicht *haben*; und so wüßte ich in der That nicht, daß auch nur die thatsächlich historischen Grundlagen christlichen Glaubens und Lebens, geschweige denn diese Lehren selbst, soweit sie nicht mit denen der allgemeinen humanistischen Religion und Moral zusammenfallen, ein irgend erhebliches bewußtes Moment in unserem Leben nach innen oder außen gewesen wären – es müßten denn einzelne individuelle Ausnahmen sich im Stillen erhalten oder gebildet haben. Die Helden, Thaten und Leiden der Profangeschichte und noch mehr jene der Ilias, der Odyssee und des Nibelungenliedes hatten einen sehr viel größern Antheil in unseren Gedanken und Gefühlen, Sympathien und Antipathien, und nach Umständen in unseren Spielen, Parteiungen und Kämpfen, als die Personen und Begebenheiten des Alten und Neuen Testaments. Ja, David und die Maccabäer etwa ausgenommen, wüßte ich kaum auch nur *eine* biblische Episode, die erheblichen Eingang bei uns gefunden hätte. Sogar die Weihnachtsfeier hatte in Hofwyl wenig oder nichts von dem *christlich-kindlichen* Charakter, den sie seitdem so allgemein auch in vielen Familien gewann, die sich sonst nicht gerade viel mit kirchlichen oder geistlichen Dingen befassen. Vielleicht gehört es auch zur Charakteristik dieser Seite unserer Zustände, daß ich mich nicht erinnere, in Hofwyl jemals ein eigentlich erbauliches oder gar biblische Gegenstände darstellendes Bild gesehen zu haben.

Was die moralische Seite der Religion betrifft, so möchte ich nicht behaupten, daß unsere praktische Moral nicht einige Nahrung aus der christlichen Moral gezogen, und namentlich machte das große Gewicht, das in dem Religionsunterricht oder doch beim Lesen der Bibel auf die Bergpredigt gelegt wurde, gewiß einigen praktischen Eindruck auf uns. Im Allgemeinen aber lagen die religiösen Wurzeln unseres sittlichen Lebens bewußt oder unbewußt in der allgemeinen *Pietät*, die allerdings auch speciell als Gottesfurcht, noch mehr aber anderen und menschlichen Gegenständen zugewendet den Grund und Boden, die Atmosphäre

\* Über die kirchlichen Zustände in Bern im vorigen Jahrhundert findet man ebenso interessante als klägliche Nachrichten in dem «Bernner Taschenbuch», dessen Jahrgänge überhaupt auch in Deutschland viel weniger bekannt sind, als sie es verdienen.

des Lebens dort bildete oder doch *mit* bedingte. Meines Erinnerns und in meiner eigenen Erfahrung lagen die Gegenstände jener praktisch wirksamen Pietät keineswegs hauptsächlich in unserer nächsten Umgebung, sondern sie gehörten *mehr* dem Familienleben an, das wir verlassen hatten. Ja, ich möchte behaupten, daß es kaum ein als *Regel* weniger begründetes pädagogisches Vorurtheil giebt als jenes, das sogenannte Pensionsleben schwäche oder zerstöre die Familienbande.

Daß Fellenberg selbst einen erheblichen Platz in unserem Pietätsleben gehabt hätte, kann ich leider nicht behaupten, – weit mehr (wie schon gesagt) einige Lehrer. Auch an Freundschaften unter uns fehlte es hier nicht; bei einigen spielte vorübergehend eine Art von Heroencultus eine gewisse Rolle als sittliches Ferment, – das Alles aber nur mit *mehr oder weniger* Bewußtsein.

In der That – und es war dies vielleicht nicht das Schlimmste dabei – das *Nachdenken* über solche Dinge war uns im Ganzen ziemlich fremd; Gutes und Schlimmes war überwiegend spontan und unmittelbar. Es gehörte jedenfalls immer wieder eine sehr starke, unmittelbar aus dem Alltagsleben sich ergebende Anregung dazu, um uns zu einer gewissen «*Einkehr*» zu bringen. Hierzu namentlich sollten ohne Zweifel jene sonnabendlichen Rundschauen dienen, wo gleichsam die schwarze Wäsche der Woche revidirt und, so gut es denn gehen wollte, gereinigt und geflickt wurde. So despectirliche Ausdrücke scheinen sowohl der pädagogischen Intention der Sache als dem wirklichen Ernst mancher der bei der Ausführung betheiligten Personen sehr wenig zu entsprechen, doch liegt Wahrheit zum Grunde. Bei den activen Leitern und Wortführern und namentlich bei Fellenberg selbst muß ich jedenfalls einen solchen Ernst vollkommen anerkennen; auch will ich nicht leugnen, daß einigen der Patienten dabei mehr oder weniger wirkliche sittliche Erschütterung oder doch Rührung gelegentlich nicht fremd war. Im Allgemeinen aber kann ich nach unseren Erfahrungen solchen Operationen nicht die pädagogische Wichtigkeit und am wenigsten eine so wohlthätige Wirksamkeit zugestehen, wie dies gewöhnlich und theoretisch genommen mit ganz plausibler Voraussetzung und Grunde geschieht.

Wir waren, ohne Ruhm zu melden, durchschnittlich nicht schlimmer, sondern wohl eher besser geartet und gerathen, als der Durchschnitt irgend einer andern Anstalt meiner mittelbaren oder unmittelbaren Bekanntschaft; aber ich kann von den Meisten und nicht Schlimmsten unter uns (mich selbst nicht ausgenommen) bezeugen, daß uns die Sache meistens nicht etwa nur ganz ungerührt ließ, sondern oft geradezu recht widrige Stimmungen und Gefühle in uns erregte – Verhärtung, Spott, Bitterkeit, Mißtrauen. Wäre uns damals der Ausdruck bekannt gewesen, wir würden die ganze Geschichte als humbug in Verruf erklärt haben, ohne Zweifel in Beziehung auf die Erzieher sehr mit Unrecht. Ob aber Manche von den Wenigen unter uns, die sich darauf einließen, nicht wirklich die Art von «sittlicher Entrüstung» der öffentlichen Meinung verdienten, welcher dann mancher von uns *Andern* nachträglich einen mehr oder weniger handgreiflichen Ausdruck gab, – *das* soll hier dem pädagogischen Ermessen des Lesers anheimgegeben werden. Ich erinnere mich besonders einer öfters vorkommenden Proce-

dur, die ich auch jetzt noch als einen groben pädagogischen Mißgriff erkenne: nämlich die Aufforderung an diesen oder jenen zunächst unbetheiligten Knaben, sich über das Vergehen eines *andern* auszusprechen, wobei z. B. wohl die Wendung eintrat: «Was würdest *du* in diesem Fall gethan haben?» Die ehrliche Antwort konnte meist keine andere sein, als daß man es *gerade so* gemacht haben würde! Aber wenn z. B. ich einmal – freilich *nicht* aus reiner Wahrheitsliebe – *diese* Antwort gab, so wurde es höchst ungnädig vermerkt. Welcher von uns aber die erwartete deprecirende Antwort gab und sich ganz unfähig erklärte, so arge Dinge zu verüben, der konnte es erleben, sobald die nothpeinliche Sitzung aufgehoben war, draußen im Dunkel einen scharfen Denkkettel von der Hand unserer Vehm zu empfangen. Dies und Manches sonst in unserem Treiben will ich nicht gerade loben, aber die pädagogische Weisheit *solcher* Bearbeitungen scheint mir mehr als zweifelhaft.

Übrigens wird der geneigte Leser hoffentlich keinen unlöslichen Widerspruch mit den soeben gegebenen Enthüllungen *darin* sehen, daß ich dennoch mit Recht behaupten zu können glaube, daß der *Geist* und das *Leben* der Anstalt (an *unserem* Theil) ein ganz überwiegend nach *Knabenweise* tüchtiger und gesunder, frischer und insofern *guter* war. Namentlich fehlten die schlimmsten Untugenden oder Sünden in Gedanken, Worten oder Werken, welche man nicht ganz mit Unrecht als solchen Anstalten eigenthümlich anzusehen pflegt (in jener Periode wenigstens), in Hofwyl ganz oder kamen doch nur höchst sporadisch vor. Daß das Verdienst dieses Resultats sehr wesentlich den Männern gebührt, die ihre Zeit und Kräfte unmittelbar oder mittelbar, mehr oder weniger und eben nach dem Maß ihrer Betheiligung unserer Erziehung und Bildung widmeten, wird gewiß später Keiner von uns ernstlich zu leugnen gewagt haben, wie viel oder wenig persönliche Dankbarkeit mit dieser Anerkennung sich auch verbinden mochte. Welchen Antheil die Persönlichkeit und welchen die Methode, das System an diesem im Ganzen unleugbaren Erfolg hatte, dürfte um so schwerer zu entscheiden sein, da (wie schon gesagt) es *mir* wenigstens nicht möglich wäre, nachzuweisen, worin und wieweit eigentlich dort von Methode und System die Rede sein konnte. Um nur *einen* bestimmten Punkt zu erwähnen, so hätte sich dies wohl am ehesten in der pädagogischen Strafgerechtigkeit zeigen müssen. Aber gerade darin konnten wir und kann ich heute noch nur sehr mannichfaltige und scheinbar willkürliche Thatsachen erblicken. Es wurde im Ganzen gewiß nach Verhältniß wenig und äußerst selten streng gestraft, oder auch nur sehr energisch gescholten. Daß körperliche Strafen, Schläge, in eigentlichen Haupt- und Staatsactionen angewendet worden wären, kann ich mich kaum in drei oder vier Fällen erinnern; dagegen fielen gelegentliche corrective Handgreiflichkeiten *ex tempore* und *pro re nata* häufiger vor, als es uns damals nöthig und wünschenswerth schien, – besonders wenn es *ab irato* in der Form der Ohrfeige geschah und nicht immer den *Rechten* traf. Auch gestehe ich, daß ich noch heutzutage der Meinung bin, daß es in einer höhern Schule oder Anstalt nur wenige Lehrer giebt, denen auch nur eine so beschränkte Strafgewalt unbedenklich anzuvertrauen wäre. Die Ohr-





*Das Große Haus in Hofwyl von der Nordseite*

feige insbesondere hat etwas das feinere Ehrgefühl so Verletzendes, daß sie fast immer bei dem bessern Durchschnitt vom Übel ist. Auch eigentliche Executionen müßten auf Fälle beschränkt bleiben, wo eine Ausschließung im Interesse der Anstalt das geeignetere Mittel wäre. Dagegen zeigte sich ein im rechten Augenblick in flagranti extemporirter Schlag, wo möglich mit Stab oder Stecken, auf die Finger oder auf den Rücken, weniger als eigentliche Strafe denn als lakonisch eindringliche, namentlich rasch vorbauende Mahnung, Erinnerung, Antrieb und Erweckung, sehr wirksam und war weit weniger unpopulär als die Ohrfeige. An Nachsitzen oder sonst kurzem Arrest mit Strafarbeit fehlte es wohl nicht, obgleich dergleichen doch seltener vorkam, als man glauben sollte. Auch war ein eigentliches Carcer nicht vorhanden. Häufiger und nicht populärer waren die negativen Entbehrungsstrafen an Speise und Trank oder durch Ausschließung von Spiel, Spaziergang oder sonstiger Ergötzlichkeit. Übrigens versteht sich von selbst, daß das Alter, guter Ruf und sonstige «*sociale*» interna geeignete Rücksicht in Maß und Auswahl der Strafe fanden. War nun in alledem System, Methode, so könnte man sie doch nur in dem zwar richtigen, aber sehr allgemeinen und keineswegs eigenthümlichen Princip finden, daß alle überhaupt durch christlich-deutsche Art und Bildung nicht ausgeschlossenen Strafen nach Umständen und mit soviel Maß und Weisheit anzuwenden sind, als dem betreffenden Vertreter der pädagogischen Idee und Autorität verliehen sein mag.

Ohne nun die Bedeutung und das Verdienst der gleichviel ob methodischen oder individuellen Strafpädagogik zu verkennen, scheint mir doch, daß ein anderes Moment weit mehr Einfluß auf die besten Früchte der Hofwyler Erziehung hatte. Ich meine, der ganze Complex äußerer localer Verhältnisse, welche unsere Lebenshaltung bedingten. Wie dies gemeint, ist nach allem Vorhergehenden hoffentlich verständlich genug. Die schöne Natur schon, die ländliche Lage und Umgebung, die große Mannichfaltigkeit im besten Sinn Leib und Seele erfreuender, erheiternder, anregender, stärkender Eindrücke, Genüsse, Beschäftigungen und Arbeiten, welche uns das tägliche Leben gewährte, erfüllten dasselbe so sehr und in so gesunder, ersprißlicher Weise, daß dadurch ganz von selbst die Versuchungen, Anreizungen und Gelegenheiten zu schlimmen Dingen, die in den meisten ähnlichen Anstalten im Schwange sind, größtentheils wegfielen oder doch auf das geringste Maß beschränkt wurden, – und zwar ist dies nicht nur im positiven, sondern auch im negativen Sinn zu nehmen. Denn pädagogisch liegen ebenso große Gefahren in einer durch die Umstände oder durch die Methode gegebenen allzu ascetischen wie in einer entgegengesetzten Haltung des Anstaltslebens selbst, wozu so oft noch außerhalb in den nächsten Umgebungen, besonders in größeren Städten, die schlimmsten Versuchungen kommen.

War es also nach alledem eigentlich kein großes Verdienst auf unserer Seite, wenn das Hofwyler Anstaltsleben im Ganzen, soweit meine eigene Erinnerung es mir bezeugt und ich es von unbefangenen Dritten zu verschiedenen Zeiten habe bestätigen hören, mit Recht einen ungewöhnlich günstigen Eindruck machte, so bleibt doch noch die Frage, wieweit in diesem Resultat ein wirkliches



und entsprechendes Verdienst bei Anderen und namentlich bei dem Haupt der Anstalt anzuerkennen. Was nun in dieser Beziehung die Lehrer betrifft, so habe ich darüber schon oben Alles gesagt, was sich theils nach meiner Erinnerung überhaupt, theils jedenfalls hier ohne allzu große und doch kleinliche Weitläufigkeit sagen ließe. Über Fellenberg selbst dagegen mögen noch einige Andeutungen folgen, worin Erinnerung der selbsterlebten Vergangenheit mit Einschluß eines spätern Besuchs (1828) und die Resultate des während so vieler Jahre häufig und gerade in diesen Tagen wieder aufgenommenen Nachdenkens nicht genau unterschieden zu werden brauchen.

Wieweit die Beschaffung der pädagogischen Factoren, welche in Hofwyl thätig waren, und namentlich jene nur mittelbar, aber dennoch auf die ganze Entwicklung der Jugend so bedeutend einwirkenden äußeren Verhältnisse aus einer *bewußten* Methode des Gründers und Hauptes der Anstalt hervorgingen, wage ich nicht zu entscheiden. Und wenn *ich* auf diese Seite der Sache keinen sehr großen Werth lege, so mag dabei hauptsächlich ein ganz individuelles Moment im Spiel sein, nämlich *der geringe Werth, den ich überhaupt auf Doctrin, System und Methode im Verhältniß zur unmittelbar aus dem innersten Leben und Wesen hervorströmenden That legen kann*. Aber ich meine, auch Fellenberg selbst oder seine ihm zunächst stehenden Mitarbeiter oder sonstige Angehörige dürften eine solche genaue Unterscheidung und Zerlegung kaum mit größerem Erfolg versucht haben. Überhaupt fand sich in dieser wie vielleicht in manchen anderen wesentlich als Männer der *That* charakterisirten Persönlichkeiten der eigenthümliche Gegensatz eines übermächtigen Triebes zur Methoden- und Systemgestaltung, nicht aus wirklichem Beruf, sondern aus zu großer Werthschätzung des ihnen Versagten und zu gleichsam nachträglicher Legitimation ihrer Thatschöpfungen. Gerade aber dabei zeigte sich, wie wenig Fellenberg eben dazu begabt war. Sogar unter uns «*Großen*» bildete sich in dem Maße, wie wir von Fellenberg gelegentlicher gleichsam propagandistischer Mittheilungen gewürdigt wurden – wobei freilich Veranlassung, Form, Stimmung und Ton nicht immer sehr einladend waren – die Ansicht oder der Eindruck, daß es nicht ganz unsere Schuld war, wenn wir schließlich nicht begriffen, was er eigentlich meine oder wolle. Daß es auch Anderen bei besserer Vorbereitung und Begabung und auch mit Fellenberg's Schriften nicht besser gelungen, wurde mir später oft bezeugt. Die unleugbar große Confusion – ich will nicht sagen: in Fellenberg's Kopf, aber jedenfalls in seiner Rede und Schrift – hatte übrigens ihren Grund nicht in einer großen Fülle und Mannichfaltigkeit seiner Ideen und noch weniger in einem Mangel an geistiger Bildung und Begabung, denn in seinen Ideen war er, mindestens gesagt, sehr einseitig, während er auch nach Geist und Bildung gewiß zur Aristokratie seiner Zeit gehörte. Die größten, fruchtbarsten Ideen, wie jene der Hebung und Verbesserung der leiblichen und geistigen Zustände des Volkes, sind ihrer Natur nach *an sich* einfach, einseitig und gleichsam geschlossen. Zu ihrer theoretischen Entwicklung gehört vor Allem eine ruhige und ebenso kräftige als feine geistige Hand, die sich gar wohl mit der wahren Begeisterung verträgt, wie dies z. B. die

bildenden Künste zeigen. Bei Männern der begeisterten *That* tritt die dialektische Begabung sehr leicht und oft zum Vorthail eben der *That* zurück. Bei Fellenberg aber war schon von Haus aus der leidenschaftliche Eifer für die Sache einer solchen Behandlung hinderlich und allmählich kamen dann freilich auch weniger reine und würdige Aufregungen hinzu, wobei er die Gehässigkeit der Gegner leicht mit der Schwerfälligkeit oder Lauheit der Gleichgültigen oder doch weniger Anregbaren verwechselte. Wie wenig man aber auch geneigt sein mag, die unzweifelhaften Erfolge von Hofwyl einer bewußten Methode Fellenberg's zuzuschreiben, ja, wie gering auch sein unmittelbarer und sichtbarer Antheil – wenigstens während des größern und spätern Theils der Periode, von der ich zeugen kann – an dem war, was zur Lösung der pädagogischen Aufgabe geschah, so ist sowohl aus allgemeinen Gründen als nach bestimmten Erfahrungen nicht zu bezweifeln, daß er Seele, Herz und Haupt der ganzen Sache war und blieb<sup>19</sup>. Die allgemeinen Gründe liegen in der concreten Natur der Dinge und Personen, die hier in Betracht kommen. Fellenberg war nicht der Mann, sich irgend ein ihm mißfälliges Moment gleichsam über den Kopf wachsen zu lassen, und was geschah, ließ er nur geschehen, weil und so lange es in der Hauptsache nach seinem Sinn war. Wenigstens gilt dies von allen irgend erheblichen Punkten, wo seinem vielleicht angeborenen, jedenfalls zunehmenden Mißtrauen sicher nichts entging. Und schon allein der so wichtige Punkt der Wahl seiner Mitarbeiter, der so unbedingt in seiner Hand war und blieb, würde hier entscheiden. Daß die Sache sich so verhielt, zeigte sich schon zu meiner Zeit thatsächlich durch das schon früher erwähnte *gelegentliche* unmittelbare Eingreifen in alle Details der Erziehung im täglichen Leben, was später noch mehr hervortrat. Da übernahm er bei erheblicheren, tiefergehenden Mißliebigkeiten sowohl von Seiten der Zöglinge als der Lehrer mit der größten Energie auch die Details der Erziehung, etwa wie sie zu unserer Zeit in Lippe's Hand lagen, unmittelbar selber, – eine Rolle und Aufopferung, die trotz oder gerade wegen des geringen Erfolgs für Jeden, der den Mann kannte, etwas wahrhaft Verehrungswürdiges und Rührendes haben muß, wenn man die bei scheinbarer Verhärtung und Verbitterung vielleicht eher gesteigerte Verwundbarkeit eines (was man auch sagen mag) liebevollen, besonders «*kinderlieben*» und liebebedürftigen Gemüths und die allgemeine, auch auf die zartere Jugend übergegangene Scheu und Entfremdung gegen ihn erwägt. Ich habe selbst noch die Erinnerung an Momente, wo ich den Mann tief bedauerte, wenn er einen der Kleineren gleichsam abging und nach seiner Weise ihn lieblosen wollte, aber schmerzlich fühlen mußte und zeigte, daß er es fühlte, mit welcher Angst und Verlegenheit seine Annäherung aufgenommen und der Augenblick mit Freuden benutzt wurde, zu entfliehen, sowie er seinen Halt losließ. Jedenfalls aber wird Fellenberg's persönliche Betheiligung und entsprechendes Verdienst bei dem Erfolg seines Unternehmens auf *der* Seite unbedingt zu erkennen sein, deren *mittelbar* pädagogischer Wichtigkeit, wie wir sahen, die größte Bedeutung beizulegen ist. Gewiß wird Niemand glauben, daß alle jene löblichen und ergötzlichen Momente des äußern Lebens und die solche bedingenden Einrichtungen u.s.w.



anders als durch Fellenberg's Initiative entstehen konnten. Ob ihn dabei ein klares methodisches Bewußtsein leitete oder ein richtiger pädagogischer Tact, oder, wenn man will, Instinct, darauf kann *ich* wenigstens keinen Werth legen. Daß aber auch der Wunsch, uns und Anderen Freude zu machen, weit mehr im Spiel war, als es damals erkannt wurde, erscheint mir jetzt mehr als wahrscheinlich.

Das Bild Fellenberg's, das hier in sehr flüchtigen, allgemeinen Zügen entworfen wurde, ohne *die* Schattenseiten und *die* Entstellung auch ursprünglich edler Züge, die ich selbst nicht nur beobachtet, sondern in sehr hohem und schmerzlichem Grade selbst erfahren habe, zu verhehlen, – dies Bild wird wahrscheinlich Manchem als ein geschmeicheltes erscheinen, der entweder noch unangenehmere Beobachtungen oder Erfahrungen selber gemacht hat oder den Eindruck festhält, den ihm die eine Zeit lang jedenfalls sehr weit verbreitete öffentliche Stimmung gegen ihn gab. Man wird dabei bleiben, dem Mann nicht bloß einen harten, zornmüthigen, unverträglichen, herrschsüchtigen, ehrgeizigen, sondern auch selbstsüchtigen, ja geradezu habsüchtigen Geist und Sinn nachzusagen. Und, es läßt sich nicht in Abrede stellen, auch ganz abgesehen von Vorwürfen, in denen sich die leidenschaftliche Parteilichkeit und nicht selten der Stachel des eigenen Unrechts persönlicher Gegner aussprach, fehlte es nicht an *einzelnen* Thatsachen und Zügen, die, *einzelnen* genommen und wenn man entgegenstehende Momente ignoriert, ein sehr ungünstiges Urtheil über Fellenberg genügend zu motiviren scheinen. Aber eben diese Art, über Andere und namentlich über begabtere und bedeutendere Männer und deren Verhalten in sehr schwierigen Lagen zu urtheilen, ist eine durchaus ungenügende und unberechtigte. Es gilt eben, den Zusammenhang der einzelnen Momente, die Wechselbeziehungen auch der scheinbar widersprechendsten Dinge, *den* Punkt, wo sie aus einer gemeinsamen Wurzel entspringen oder in einer gemeinsamen Spitze zusammenlaufen, – es gilt vor Allem, den *Schlüssel* zu der Chiffreschrift zu finden, die Herz und Geist auch des unbedeutendsten und unbegabtesten, ärmsten und einfachsten Menschenkindes enthält – wie viel mehr denn bei Männern, die wie Fellenberg zu den geistig und sittlich reich, tief und mannichfaltig hochbegabten gehören!

Ohne nun im Einzelnen auf die Widerlegung solcher Urtheile oder Vorurtheile einzugehen, möchte ich hier schließlich mit wenigen Worten den Befund aussprechen, der sich mir durch Anwendung des, wie ich meine, richtigen Schlüssels zu diesem Menschenräthsel ergeben hat. Ich finde diesen und damit die *Hauptquelle* oder Wurzel der weitem Entwicklung in der *erbarmenden Liebe zu dem Volk* im engern Sinn, der nicht bloß die sogenannten arbeitenden Classen, sondern ganz besonders auch die noch tieferen Schichten begreift, die entweder trotz aller Arbeit oder in gezwungener oder freiwilliger Arbeitslosigkeit mehr oder weniger tief in leibliches und geistiges Elend versinken. Hier drängt sich Manchem wohl von selbst die Erinnerung an Pestalozzi auf, und zwar als eines vermeintlichen Gegensatzes. Dies ist aber eine ganz falsche Auffassung Fellenberg's und gerade der Vergleich zwischen beiden ergiebt die tiefere wesentliche Wahlver-

wandtschaft. Fellenberg wie Pestalozzi, beide fanden besondere Anregungen zur Entwicklung dieser ohne Zweifel beiden in ungewöhnlicher Stärke angeborenen Anlage in den sie umgebenden Volkszuständen und als Folgen der Zeitereignisse, welche ihr Vaterland betroffen und an denen sie selbst thätig oder leidend Theil genommen hatten. Der große und allerdings immer mehr hervortretende Unterschied zwischen beiden lag einerseits in den äußeren Umständen. Der Eine, obgleich nicht aus dem Volk in jenem Sinn hervorgegangen, trat doch in einer volksmäßig niedrigen, ärmlichen socialen Stellung und Haltung und in entsprechender persönlicher Erscheinung seinen hohen Beruf an. Er faßte denn auch gleich mitten in das tiefste Elend hinein, wie es der Krieg erzeugt hatte, und seine ganze Thätigkeit und Umgebung, auch als sie später sich überwiegend den höheren Ständen zuwendete und über bedeutende, von außen zufließende Mittel verfügte, hatte eine wesentlich volksthümlich-demokratische Haltung und Signatur und entbehrte aller Zeichen einer innerlich oder äußerlich aristokratischen Stellung, wie dies schon der erste Einblick in das Treiben zu Yverdon ergab. Bei Fellenberg dagegen hatte von vorneherein Alles – Herkommen, Persönlichkeit, Bildung, Besitz, Umgebung, sociale Verhältnisse und Beziehungen – eine sehr entschieden und im besten Sinn aristokratische Signatur. Dem entsprach auch sein erster Griff in seinem Beruf, dem die Idee zum Grunde lag, vor Allem die höheren und besitzenden Stände nicht nur überhaupt besser und ihrer social-aristokratischen Stellung sowie der philanthropisch-christlichen Idee entsprechender zu erziehen, sondern auch insbesondere sie zur *Mitarbeit* in der Lösung der großen Aufgabe der Zeit an den unteren Ständen heranzubilden. Zu diesen Gegensätzen der äußeren Bedingungen der weitem Entwicklung dieser beiden Männer kam nun aber *neben* aller *Ähnlichkeit* innerer Hauptanlagen doch auch hier der sehr große Unterschied, daß Fellenberg in seltenem Grade die *Herrschergabe* (das Charisma gleichsam der Kybernesis) besaß. Man mag dieses Moment immerhin mit unter die aristokratischen Charakterzeichen rechnen, sofern man nur dabei einen so hohen Grad von wirtschaftlicher im engern Sinn und geschäftlicher Tüchtigkeit, von Ordnungssinn u. s. w. mit in Anschlag bringt, wie er eher bei dem Kaufmann und Fabrikherrn als bei dem Durchschnitt der Geburtsaristokratie zu finden sein dürfte, obgleich er dem *Landwirth* unentbehrlich ist. Gerade in der Landwirthschaft aber und deren rationeller Reform sah Fellenberg als aristokratischer Grundbesitzer die Hauptgrundlage und Vorbedingung seiner philanthropischen Idee. Da aber jedenfalls unter allen Umständen solche Eigenschaften zu den wesentlichen Bedingungen tüchtiger *Herrschaft* gehören, so dürften sie immerhin besser zu den monarchischen als zu den aristokratischen Attributen zu rechnen sein.

Wie wenig alles dies bei Pestalozzi zu finden, wie sehr er und seine ganze Thätigkeit an dem Mangel jener Gaben der Herrschaft über sich selbst und Andere, der Zucht und Ordnung besonders in äußeren Dingen litt, wie schließlich alle übrigen und die fruchtbarsten, edelsten Eigenschaften des Mannes den kläglichen Verfall und Untergang seiner Schöpfungen durch die Folgen jener Mängel nicht verhindern

konnten, – das ist bekannt genug. Man hat nicht mit Unrecht dem Tadel solcher Mängel mit der lebhaftesten Anerkennung das tiefe, warme, liebliche, kindliche Gemüth entgegengehalten, und gewiß kann *hier* am wenigsten die Rede davon sein, diese Schätze und Kräfte, die ihrer Natur nach incommensurabel sind, gering anzuschlagen. Jedenfalls aber und vielleicht zu allem Überfluß hat die traurigste Erfahrung gerade in diesem Fall gelehrt, daß sie ohne jenen Geist der Zucht und Ordnung nicht zur Lösung einer großen Aufgabe hinreichen. Hier aber muß noch ein Charakterzug hervorgehoben werden, worin wieder ein Hauptpunkt der Ähnlichkeit zwischen Fellenberg und Pestalozzi lag, nämlich die große Leidenschaftlichkeit, die aber durch Einwirkung anderer Momente wieder zu ganz abweichenden Entwicklungen führte. Bei Pestalozzi steigerte sie das so oft verderbliche Übergewicht des Gefühls über den praktischen Verstand auch da, wo jenes von edelsten, liebenswürdigsten Impulsen getrieben wurde. Wenn nun nicht zu leugnen ist, daß Fellenberg's Leidenschaftlichkeit jedenfalls dem Erfolg seiner Unternehmungen im Wesentlichen nicht hinderlich war, wie sehr sich auch einzelne Personen dadurch verletzt fühlen mochten, so wird man darin eine seltene Energie des Charakters erkennen, die innerlich *so weit* auch die eigene Natur zu bändigen vermochte, daß die Wirksamkeit des Herrscherberufes in der Erhaltung von Zucht und Ordnung nach außen nicht gefährdet wurde. Dagegen ist man nun schnell genug bei der Hand mit der Behauptung: «Was diesem Mann fehlte, war eben *das*, worin Pestalozzi's Werth und Stärke hauptsächlich lag, – das liebende *Gemüth*. Und eben dieser Mangel und das entgegengesetzte Übermaß kalter berechnender Selbstsucht machte es jenem leicht, *seine* Sache ohne Schonung fremder Gefühle und Interessen rücksichtslos durchzuführen.» Des Selbstwiderspruchs in dieser Mischung von Leidenschaftlichkeit und Kälte nicht zu gedenken, wäre doch hier wohl die entscheidende Frage die: was *war* denn eben jene *Sache*, der Fellenberg mit aller Energie seines Charakters alle Mittel und Kräfte widmete, mit denen er begabt war?

Diese Frage habe ich schon vorgreifend beantwortet. Denn wirklich, es wäre Angesichts einer solchen Fülle von Thatsachen, wie sie auch in der vorliegenden Darstellung hoffentlich lebendig genug hervorgetreten, kaum zu begreifen, wie noch ein ehrlicher Zweifel daran bestehen könnte, daß diese Sache, *das Ziel seines Strebens, in der Hebung der geistigen und leiblichen Zustände des Volkes richtig bezeichnet worden*. Damit aber steht fest, daß es dieselbe berechtigte, gute, edle, wenn man will, heilige Sache war, die man bei Pestalozzi mit Recht als Beweis seines liebevollen und liebenswürdigen Gemüthes anerkannte.

Wenn man aber dasselbe Argument auch auf Fellenberg auszudehnen sich weigerte, so könnte dieses Messen mit zweierlei Maß nur durch die Voraussetzung gerechtfertigt erscheinen, daß eben jene Liebe zu derselben Sache bei diesem keine aufrichtige, sondern nur ein Schein und Vorwand für andere unlöbliche und selbstsüchtige Zwecke gewesen sei. Dieser Vorwurf ist denn auch oft genug ausgesprochen oder angedeutet, aber niemals irgend genügend begründet worden. Und in der That, solche und so unbegründete Vorwürfe erklären sich entweder

aus persönlicher Gehässigkeit in Folge persönlicher Reibungen, oder durch den Einfluß solcher Stimmungen auf unbetheilte und unwissende dritte Personen, oder aus eigener wirklicher Beschränktheit, Einseitigkeit oder Verworrenheit des Urtheils, – Schwächen, die ein richtiges Verständniß zum Theil immerhin bedenklicher, complicirter, scheinbar oft sich widersprechender Erscheinungen nicht zulassen. Daß Fellenberg in vielen einzelnen Fällen mehr oder weniger leidenschaftlich, hart, unbillig, ja nicht selten mit nachhaltiger Erbitterung, Vorurtheil und Mißtrauen gegen einzelne Personen verfuhr und daß es sich dabei zuweilen *zunächst* um pecuniäre Interessen handelte, – daß er überhaupt in geschäftlichen Dingen nicht leicht den eigenen Vortheil versäumte, kann nicht geleugnet werden. Um aber über solche Dinge nicht nur gerecht, sondern auch billig zu urtheilen, müssen auch *die* Umstände in Betracht gezogen werden, welche zur Entschuldigung oder Rechtfertigung dienen können. Dahin gehört denn namentlich Alles, was als mehr oder weniger schweres Unrecht und Provocation von der andern Seite, Alles, was auf seiner Seite unter gegebenen Umständen, wenn auch mehr oder weniger hart, doch in der *Sache* berechtigt und um der *Sache* willen nothwendig erscheinen konnte. Nun ist aber namentlich im Vergleich mit Pestalozzi gar nicht in Abrede zu stellen, daß Fellenberg von vornherein sehr viel häufiger als Pestalozzi mit gehässiger und gefährlicher Opposition zu kämpfen hatte. Es genügt, in dieser Beziehung auf die Haltung hinzuweisen, welche die Machthaber in Bern gegen Hofwyl annahmen, während im Gegentheil Pestalozzi jedenfalls vom Anfang seines Auftretens in Yverdon an das wohlwollendste Entgegenkommen von Seiten der Waadtländischen Regierung erfuhr. Bei seinen ersten Versuchen in Burgdorf und Münchenbuchsee machte er dagegen (wenn ich nicht sehr irre) ähnliche Erfahrungen von Seiten der Berner Regierung wie Fellenberg, und eben diese Verhältnisse vertrieben ihn von diesem spröden, harten Boden. Diese Wendung seines Weges erleichterten aber ohne Zweifel theils die Weichheit seines Metalls, seine geringere Widerstandskraft, theils seine zu solchem Wechsel jedenfalls eben durch ihre Schwäche, ihren Mangel an tieferen, kräftigeren Wurzeln günstigeren socialen Verhältnisse. Fellenberg wich dem Kampfe nicht aus, sondern nahm ihn auf, theils weil sein Charakter energischer, kampffertiger, sein Stolz größer war, theils weil seine Verhältnisse durch Grundbesitz u. s. w. ihn fester an und in dem Canton Bern banden. Pestalozzi's *Schwäche* ließ seine Liebe und Liebenswürdigkeit mehr hervortreten und entwaffnete die Feindseligkeit, während Fellenberg's Haltung und ganzes Wesen sie durch Widerstand herausforderte und steigerte. Neben den Vortheilen eines mehr und mehr siegreichen Kampfes blieben aber auch die nachtheiligen Einwirkungen gerade auf einen solchen und so energischen leidenschaftlichen Charakter ebenso wenig aus als bei den Gegnern Verbitterung, Mißtrauen u. s. w. in steigendem Maße und nicht ohne Ausartung in persönliche Mißliebigkeiten mancher Art. Jenes Verhältniß zu den politisch-socialen Mächten war aber nicht das einzige, wo solche Aufregungen, Trübungen und Versuchungen mehr oder weniger Veranlassung fanden, worauf aber begreiflich hier im Einzelnen nicht einzugehen ist. Am



schlimmsten, wenn Ähnliches im Schooße der Anstalt selbst ausbrach, was in dem Maße schwerer zu vermeiden war, wie die ganze Entwicklung eine größere Anzahl und Mannichfaltigkeit von Persönlichkeiten und Beziehungen umfaßte. Daß in fast allen Fällen der Art Unrecht auf *beiden* Seiten, in manchen überwiegend auf Fellenberg's Seite war, kann unbedenklich zugegeben werden. *Sehr oft aber wurde auch Fellenberg's Vertrauen, seine edle Gesinnung, seine besten Absichten, – mit Einem Wort seine Liebe arg gemißbraucht und schlecht vergolten, seine Erwartungen getäuscht, seine Geduld auf harte und auch für einen weniger energisch reizbaren Charakter kaum erträgliche Proben gesetzt.* Fellenberg war wahrlich im Ganzen a man more sinned against than sinning. Dabei gab es auch manche Kleinlichkeiten, aber wer weiß nicht, daß Mückenstiche unter Umständen oft schwerer ruhig zu ertragen sind als *an sich* viel bedeutendere Leiden! Dabei sind überdies immer auch die verschiedenen Perioden zu unterscheiden. Daß im Ganzen die Verstimmung im Anfang *meiner* Zeit sehr viel geringer war als in den letzten Jahren vor meinem Abgang, habe ich schon oben angedeutet. Noch später traten dann im Innern der Anstalt selbst sehr bedenkliche Krisen ein. Ob danach auch wieder eine bessere Periode nach innen und außen eintrat, weiß ich nicht genauer. Als ich Fellenberg 1828 wieder sah, fand ich ihn ungewöhnlich ruhig und mild und auch bereit, begangenes Unrecht wenigstens andeutend anzuerkennen. Er war damals sehr beschäftigt mit der Linthcolonie, bei deren Anlage und Gedeihen er so großen Antheil hatte und wo ich in der deutschen Tagespresse gerne förderlich war. Später dann, in den dreißiger Jahren und in Folge der bekannten revolutionären Bewegungen, konnte, durfte und wollte Fellenberg sich einer lebhaften Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten nicht entziehen, und bei der Bedeutung seiner bisherigen socialen Thätigkeit und Stellung und seiner ganzen Persönlichkeit konnte ihm eine hervorragende Rolle nicht fehlen<sup>20</sup>. Schließlich aber gewannen Unannehmlichkeiten aller Art so sehr die Überhand und die Aussicht auf nachhaltige Erfolge verschwand so sehr, daß er nach kurzer Zeit wieder von diesem Schauplatz zurücktrat\*. Ohne Zweifel aber fanden die bedenklicheren Seiten seines Wesens bei seiner schon gewohnheitsmäßigen Verstimmung eben in den politischen Kämpfen, Ämtern und Versammlungen nur allzu viel Nahrung und Versuchung. Auch trug wohl seine Heftigkeit und oft seine bis zu rechthaberischem Eigensinn gesteigerte Überzeugungstreue viel zu dem Fehlschlagen der meisten seiner Anträge u. s. w. bei, was nun begreiflich wieder eben jenen Schwächen seiner Stärke neue Nahrung gab.

Was nun die letzten Lebensjahre des Mannes betrifft, so ist mir irgend *Näheres* sowohl über ihn als über Hofwyl leider nicht bekannt geworden; doch darf ich nach zwar allgemein gehaltenen, aber durchaus glaubwürdigen Andeutungen annehmen, daß jedenfalls sein Lebensabend in seiner innern Haltung und Stim-

\* Was Fellenberg's *politischen* Charakter, Überzeugung, Gesinnung und Stellung betrifft, so mag hier die Bemerkung genügen, daß er im besten Sinn zu der neuerdings sogenannten conservativ-liberalen Richtung gehörte, welche eben durch ihre besten Eigenschaften nicht vermeiden kann, die Feindseligkeit einseitiger Extreme von *beiden* Seiten zu erregen.

mung weniger stürmisch war als in früheren Zeiten, womit auch die schon erwähnten, in diesen Blättern veröffentlichten Mittheilungen übereinzustimmen scheinen. Sein Ende war jedenfalls ein in aller Beziehung sanftes und friedliches. Es scheint dabei auch ein Anklang specifisch *christlichen* Friedens mehr hervorgetreten zu sein, als allerdings früher und zu *meiner* Zeit zu spüren war. Zu keiner Zeit jedoch fehlten Zeugnisse eines ernsten und tiefen allgemein religiösen Grundtons. Überhaupt aber gäbe es ein ganz falsches Bild des Mannes, wenn man etwa glaubte, jener (wenn man denn so sagen soll) etwas finstere Geist habe den immer vorwiegenden Ton seiner Stimmung oder doch seiner äußern Erscheinung und Verkehrs gegeben, oder sei auch nur in sehr *häufigen* Ausbrüchen und ohne erhebliche Veranlassungen hervorgetreten. Daran hinderte ihn schon die Gewohnheit und Fähigkeit energischer Selbstbeherrschung und seine Welt- und Lebensklugheit im besten Sinne, sowie die Gewohnheit wahrhaft gesitteter Lebenshaltung. Fellenberg's Wesen *konnte* auch in den schlimmsten Zeiten, wenn auch immer *gehalten*, doch durchaus angenehm, ja liebenswürdig sein; und sie *war* es auch, wenigstens in der Regel und wenn er nicht unter dem Eindruck unmittelbarer sehr großer Provocation war.

Mit alledem wäre nun *an sich* noch nicht der Beweis einer, wenn auch nicht *unbedingt* reinen, von jeder selbstsüchtigen Regung freien Gesinnung gegeben. Das Alles *könnte* mit einem vorherrschend, wenn auch verborgen selbstsüchtigen Streben und Gesinnung sich wohl vertragen. Aber jedenfalls liegt darin ebenso wenig *an sich* irgend genügender Grund zu einer so ungünstigen Voraussetzung oder Schlußfolge. Der Beweis müßte doch ganz anderswoher genommen und geführt, es müßten bestimmte, nothwendig und ausschließlich zu solcher Deutung führende Thatsachen angegeben werden, welche jedoch in dem Gesagten *nicht* liegen und nirgends sonst nachgewiesen oder auch nur ausgesprochen worden sind. Ehe aber ein solcher Beweis geführt worden, fordert unter solchen Umständen und bei den notorisch vorliegenden thatsächlichen Zielen und Resultaten seines Lebens die allgemeine Regel der gewöhnlichsten Billigkeit die Anerkennung, daß es Fellenberg mit dem edelsten und höchsten Lebensberuf je und je tiefer heiliger Ernst gewesen. Daß auf dem langen schweren Wege zu diesem hohen Ziele manche menschliche Schwächen, unter *sehr* mildernden Umständen, in einzelnen Fällen und Verhältnissen zu seinem eigenen innern Schaden, zu mancher Verletzung des Gebots der Liebe gegen Andere und nicht selten zum Nachtheil der Sache sich geltend machten, – *das* steht mit jenen Thatsachen *nicht* im Widerspruch. Er hatte und zeigte in sehr hohem Grade (nach dem sinnigen französischen Ausdruck) les défauts de ses qualités. Je bedeutender die Eigenschaften solcher Männer, desto bedeutender oder doch bemerklicher auch ihre Fehler! Dies gilt aber besonders bei solchen Männern, zu deren hauptsächlicher Ausstattung für's Leben, wie bei ihm, eben die *Herrschergabe* gehört, welche zwar eine unentbehrliche Bedingung ihrer ganzen Wirksamkeit ist, aber auch in den höchsten, edelsten Bestrebungen selten oder nie die Versuchung und Gefahr der Ausartung in *Herrschaft* ganz zu vermeiden vermag. Und zwar steigt diese

Gefahr in dem Maße, wie gerade die edelste Begeisterung für eine große Sache durch eine entsprechende Energie des ganzen Wesens getragen, das Bewußtsein der Berechtigung der Sache zur ausschließlichen Einseitigkeit gesteigert wird. Und hier spielt denn auch der *nervus rerum* nothwendig eine große Rolle. Der Erfolg in allen solchen Bestrebungen hängt wesentlich von den verwendbaren äußeren pecuniären Mitteln ab, welche zu beschaffen und zusammenzuhalten eine *Hauptpflicht* des Mannes ist, der solche Bahnen betritt. Daß auch hier nicht nur eine Grenze nach Recht und Billigkeit einzuhalten, sondern auch wo möglich sogar der *Schein* einer gewissen Rücksichtslosigkeit gegen fremde Interessen zu vermeiden ist, versteht sich von selbst; gerade hier aber liegen große Versuchungen und Gefahren. Der Vorwurf niedriger selbstsüchtiger Gewinnsucht bleibt jedoch immer ungerechtfertigt, so lange nicht die Verwendung dieser Mittel zu eigenem oder der Familie Genuß und Bereicherung nachweislich ist. Fellenberg hat auch nach dieser Seite jenen Schein oder auch wirkliche unnöthige Härten wohl nicht immer vermieden. Ja, ich habe selbst einen psychologisch merkwürdigen Fall erlebt, wo sein Verfahren nur aus persönlicher Verbitterung zu erklären war, keineswegs aber, wie es wohl scheinen konnte und ihm vorgeworfen wurde, aus habsüchtigem Interesse. Mit *einem* Wort, nach meiner festen Überzeugung ist ihm eigentliche Gewinnsucht und Eigennutz in jenem Sinn ganz sicher nicht mit Recht vorzuwerfen, – man müßte es denn einem Mann in seiner socialen Stellung, als Haupt einer alten angesehenen Familie, verdenken, daß er die materiellen Grundlagen und Bedingungen dieser Stellung nicht *ohne Noth* im Dienst seiner Sache erschüttert und zerstört. Fellenberg war von Haus aus nach dortigem Zuschnitt und Maß ein reicher Mann, obgleich er sich durch die zeitweilige Unfruchtbarkeit auswärts (besonders in America) angelegter Capitale bis zum Frieden oft eben durch seine Anstalten in großer Verlegenheit befand. Aber weder damals noch zu irgend einer Zeit setzte er die Bedürfnisse seiner *Sache* den Interessen oder Behagen seiner Familie nach, wie schon das Gedeihen der erstern sattsam erweist. Und wenn er dennoch, zum Theil durch die Einnahmen von der Erziehungsanstalt, seiner Familie jedenfalls ein ungeschmälertes, vielleicht vermehrtes Erbe hinterließ, so ist wirklich schwer zu begreifen, wie ihm daraus ein Vorwurf gemacht werden kann. Für die Anstalt selbst war es eine Bedingung des Gedeihens, daß dieselbe praktische geschäftliche Ordnung, welche in deren ganzen Leitung thätig war, auch eine von derselben unabhängige Stellung des Gründers als Stützpunkt solcher Wirksamkeit zu bewahren und zu stärken vermochte. Das gänzliche Aufgehen des einen Kreises in den andern hätte allerdings der Welt und ihrem am Äußerlichen haftenden Urtheil gegenüber einen Nimbus von Großmuth schaffen können, aber der Sache selbst wäre damit nicht nachhaltig gedient worden. Pestalozzi's Stellung war, wie seine Persönlichkeit, eine ganz andere, und man könnte immerhin auch seinem ganz verschiedenen Verhalten die volle Anerkennung, ja Bewunderung mit Freuden gewähren, wäre nur nicht das Resultat ein so höchst klägliches gewesen. Um Fellenberg's nüchternere, wenn man will, weltklugere Weise richtig zu beurtheilen, darf man aber nicht übersehen, daß,

während von dem Pestalozzi'schen Yverdon längst keine Spur mehr vorhanden ist, Hofwyl als Erziehungsanstalt für höhere Stände nach einer kurzen Unterbrechung in der Hand der Fellenberg'schen Familie sich sehr schnell, und zwar mit manchen abweichenden Eigenthümlichkeiten, aber in gleicher Zweckmäßigkeit, mit neuen Vorzügen, zu größerer Entwicklung und Gedeihen erhoben hat<sup>21</sup>. Wer Hofwyl nur zu meiner Zeit oder auch mehrere Jahre später gekannt, auf den wird (wie dies bei mir noch so eben der Fall war) schon der große Zuwachs an stattlichen zweckmäßigen Baulichkeiten einen entscheidenden und erfreulich überraschenden Eindruck machen. Überhaupt kann man zuversichtlich auf die heutige Hofwyler Anstalt als auf die empfehlenswertheste unter den vielen sogenannten Pensionaten hinweisen, woran namentlich die Schweiz vielleicht nur allzu reich ist. Auf die sehr übertriebenen und namentlich der *häuslichen* Erziehung gegenüber, wie sie in den *meisten* Fällen solcher Alternativen wirklich ist, sehr unbegründeten Bedenken, die man oft genug hört, ist hier begreiflich nicht einzugehen. Nur gegen eins dieser Vorurtheile muß ich nach eigener Erfahrung im *alten* Hofwyl und nach dem, was ich vom *neuen* weiß, *wiederholt* protestieren. Ein *solches* Pensionsleben (*für Knaben*) weit entfernt, Anhänglichkeit und intimen Zusammenhang mit dem elterlichen Hause zu schwächen, trägt wesentlich zu deren Stärkung bei. Wie dem auch sei – das heutige Hofwyl erscheint als eine zwar auf einen bestimmten Kreis höherer Erziehung beschränkte, aber *in* dieser Beschränkung vielleicht weniger Gefahren und Schattenseiten bietende, jedenfalls durchaus würdige Frucht oder Nachfolgerin jener ältern Stammanstalt. Es liegt auch darin eine thatsächliche Rechtfertigung des Schöpfers der erstern vor der Nachwelt in unserem Gesichtskreis und Geschlecht. Es hat sich dort – wie weit mit Vorsatz und Bewußtsein, lasse ich dahingestellt – jedenfalls in natürlicher Entwicklung der durch den Zufluß von Zöglingen fremder, zum Theil überseeischer Nationalitäten gegebenen Umstände thatsächlich in befriedigendster Weise eine Idee verwirklicht, welche neuerdings von England aus unter dem Namen «*internationaler Erziehungsanstalten*» angeregt und schon theilweise zur Ausführung gebracht worden ist. Hofwyl ist noch nicht wirklich in den Kreis oder die Föderation dieser in den verschiedenen Culturländern selbst zu eröffnenden Anstalten höherer Bildung eingetreten, die sich gegenseitig in die Hände zu arbeiten haben; doch ist nicht einzusehen, weshalb dies nicht geschehen sollte, da es thatsächlich Alles leistet, was dort erstrebt wird. Auf diese Sache näher einzugehen, ist hier begreiflich nicht der Ort.

Aber nicht bloß in dem jetzigen Hofwyl, sondern auch in der ganzen Lebenshaltung und Thätigkeit anderer Glieder der Fellenberg'schen Familie liegt der Beweis, daß dieselbe jedenfalls das moralische onus, das der Vater ihr mit dem Erbe vermacht, treulich anerkennt und nach Kräften (Jedes an seinem Theil und Gelegenheit) in demselben Sinne und Geiste fruchtbar macht, worüber jedoch Näheres nicht ohne Indiscretion mitzutheilen!

Es ließe sich das Wesentliche von dem, was oben weiter ausgeführt worden, in Folgendem zusammenfassen. Fellenberg *forderte* und *leistete* von und für sich



selbst die unbedingte Aufopferung seiner Mittel, Zeit, Kräfte und Ruhe im Dienst seiner Sache, – auch auf Kosten eines großen Theiles des häuslichen Glückes und Behagens und der edleren Genüsse, die einen so großen Raum in dem Leben auch der besten seiner Standesgenossen einnehmen und wozu ihm alle Bedingungen und Elemente so reichlich zu Gebote standen. Aber er forderte auch dieselbe Aufopferung vor Allem von seinen Liebsten und Nächsten, und zwar in solcher Art, daß es (zumal bei den schwächeren, zarteren Gliedern) nicht an schmerzhaften und wunden Stellen von dem Drucke der harten Rüstung und der schweren Waffen und Werkzeuge fehlte, die eine solche tägliche Kampfesarbeit zu tragen und zu führen gebot. Er stellte aber dieselbe Forderung an Alle, die ihm als Mitarbeiter oder sonst näher standen oder bei denen er einen Beruf der Art voraussetzte. Wo ihm dann statt dessen Lässigkeit, Untreue, Gleichgültigkeit, Nichtverständnis oder gar Feindseligkeit begegnete, da war sein Unwille in dem Maße groß und nachhaltig wie sein Glaube, seine Liebe und Hoffnung zu seiner Sache und seine eigenen Opfer für dieselbe. Daß dabei in manchen Fällen seine Voraussetzungen, seine Urtheile über Personen nicht begründet waren und daß sein Unwille der Sache wegen nicht selten den Charakter persönlicher Erbitterung annahm, soll hier nicht gelehnet, noch beschönigt werden. So viel aber soll auch hier nicht zurückgehalten werden: eine solche Indignation, auch wenn sie zu einem der permanenten Grundtöne des Lebens wird, zu beurtheilen oder gar zu verurtheilen, hat Keiner Recht, noch Beruf, der solcher Gefühle nicht selber *fähig* ist – Keiner, der nicht im eigenen Eifer für eine große Sache, für Abhülfe oder Milderung des leiblichen und geistigen Elends des armen Volkes einen Maßstab hat für die unermessliche, unüberwindliche selbstsüchtige Gleichgültigkeit, welche gerade in *den* Kreisen vorherrscht, denen hauptsächlich der wahrhaft aristokratische Beruf anvertraut ist, bei solchem Werk vor Anderen Hand anzulegen und als die «*Besten*» auch das «*Beste*» zu thun. Wie es nun damit, der positiven Feindseligkeit zu geschweigen, auch heutzutage noch in Bern und an anderen *Orten* steht, mag Jeder nach eigenen Erfahrungen in seinem Bereich beurtheilen; daß aber das damalige Bern für einen Mann wie Fellenberg sehr schwere Versuchungen zur Eiferung auch mit und bis zum «*Unverstand*» bot, wird bei einiger Orientirung in jenen Verhältnissen Niemand leugnen.

Natürlich traf denn auch Fellenberg wie Jeden, der über die engen Grenzen der bequemen Routine seiner socialen Stellung, seines formalen Berufs hinausgreift, der Vorwurf des *Ehrgeizes*, – am bittersten von Seiten derjenigen, die am wenigsten an Versuchungen *der* Art zu leiden haben oder haben sollten. Solche Splitterrichter mögen bedenken, was jenes Wort eines tiefen Menschenkenners bedeutet: «Der Ehrgeiz ist die Sünde der großen Seelen.» Wer irgend sich aber zu diesen rechnen zu können glaubt und Versuchungen der Art spürt, wären es auch nur falsche Wehen, der möge «den ersten Stein werfen, wenn er sich ohne Sünde weiß». Indem ich aber die Zumuthung einer splitterrichterischen Analyse der größern oder geringern Zuthat von Ehrgeiz bei Fellenberg's gemeinnützigen Opfern und Arbeiten entschieden zurückweise, soll damit nicht etwa zugegeben

werden, daß *ich* jemals Grund und Anlaß gefunden hätte, in dieser Beziehung ein irgend nachtheiliges Urtheil zu bilden, das ich wohl gar zu verschweigen vorziehen könnte. Mehr Gewicht dürfte auf *die* Frage zu legen sein, inwieweit das in Hofwyl wirklich erreichte Ziel der Idee entsprach, die dem Gründer vorschwebte, inwiefern in seinem Erfolg wirklich eine Befriedigung eines hochgespannten Ehrgeizes gefunden werden konnte. Die Beantwortung dieser Frage würde großentheils von der Stellung und Bedeutung abhängen, welche eine Mehrzahl oder doch mehrere der Zöglinge Hofwyl's in der Welt erlangt haben mögen. Eine Untersuchung der Art würde jedoch hier jedenfalls nicht am Platze sein, auch wenn das Material zur Hand wäre. Abgesehen aber davon, ist gewiß kein Zweifel, daß Fellenberg's Arbeit in ihren allgemeinen Wirkungen und als einer der pädagogischen Factoren der Zeit eine große Bedeutung hatte, die freilich im Einzelnen kaum nachzuweisen ist<sup>22</sup>.

Doch ich erfahre hier, daß eine irgend erschöpfende psychologische Charakteristik auch eines solchen Mannes, der zwar relativ bedeutend ist, aber doch nicht zu den welthistorischen Größen gehört, ein fast ebenso unerschöpfliches Feld darbietet, als wenn es sich um einen Karl oder Friedrich den Großen oder Napoleon handelte, während es doch sehr zweifelhaft ist, daß die Epigonen ein entsprechendes Interesse daran finden würden. Jedenfalls dürften Zeit und Raum an diesem Orte und die Geduld des Lesers längst erschöpft sein. So schließe ich mit der persönlichen Befriedigung, eine alte Schuld dankbarer, wenn auch nicht ungetrübter, Erinnerung an Hofwyl und Fellenberg nach Kräften abgetragen zu haben, und mit dem Wunsche, daß auch Andere und zumal Solche, die noch eigene unbefangene Erinnerungen bewahrt haben, darin ein bescheidenes, aber nicht unwürdiges, noch geschmeicheltes Denkmal zu Ehren eines Mannes erkennen mögen, auf den jenes einfache, aber viel bedeutsame, gewichtige und auch heutzutage nicht allzu häufig anwendbare Wort seine volle Anwendung findet: *He was a man!*

## ANMERKUNGEN DES HERAUSGEBERS

- <sup>1</sup> Margaretha von Fellenberg, geborene Tscharner (1778–1839). Tochter von Beat Emanuel Tscharner (1753–1825), gewesener Landvogt zu Aigle und Besitzer des Landgutes «Lohn» in Kehrsatz; Enkelin von Niklaus Emanuel Tscharner (1727–1794), der als Landvogt von Schenkenberg auf Wildenstein (1767–1773) Pestalozzi das Vorbild zum Landvogt «Arner» in «Lienhard und Gertrud» abgab. – Vergleiche dazu *von Lerber* und *von Wariburg*.
- <sup>2</sup> Cécile Wildermeth, Tochter des Bürgermeisters von Biel.
- <sup>3</sup> Huber verwechselt hier Beat Emanuel von Tscharner, den Vater von Margaretha von Fellenberg, mit Niklaus Emanuel Tscharner, dem Großvater.
- <sup>4</sup> Friedrich Konrad Griepenkerl, ein begeisterter Herbartianer, war von 1809 bis 1816 Studienleiter am Institut für Söhne höherer Stände in Hofwyl. Wie *Guggisberg* nachweist, erfüllte er die großen Hoffnungen, die Fellenberg in ihn setzte, nur in geringem Maße, so daß dieser fand, mit Griepenkerl habe der Herbartianismus versagt. – Vergleiche dazu *Guggisberg II*, S. 253–257, und *Lindgren*, S. 98–106.
- <sup>5</sup> Johann Karl Christian Lippe kam 1809 nach Hofwyl und zog 1822 nach Lenzburg, wo er im Schloß eine eigene Erziehungsanstalt errichtete. – Nach Hubers Weggang scheint Lippe seinen bedeutenden Einfluß auf die Zöglinge auch dazu benutzt zu haben, um sie gegen Fellenberg aufzuhetzen, als dieser seinen Prinzipien Nachachtung verschaffen wollte. – Vergleiche *Guggisberg II*, S. 257–260; *Lindgren* S. 95–97 und 106–109.
- <sup>6</sup> Wilhelm Albrecht reiste 1807 als Student der Kameralwissenschaften mit Therese Huber nach Hofwyl, um Fellenberg kennen zu lernen. Seine Persönlichkeit, seine Kenntnisse und seine natürliche Lehrbegabung veranlaßten Fellenberg, ihn zuerst zur Weiterausbildung an Thaers Agrikulturschule in Möglin zu senden und dann (1808–1813) als Lehrer sowohl am Landwirtschaftlichen Institut wie am Institut für Söhne höherer Stände zu verpflichten. Albrecht war später Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts Idstein bei Wiesbaden und Herzoglich Nassauischer Hofrat. Vergleiche *Elvers I*, S. 52; *Guggisberg II*, S. 103f.
- <sup>7</sup> Johann Friedrich Kortüm ohrfeigte als Vertreter der deutschen Burschenschaft einen höhern Beamten, der sich in scharfer und abschätziger Weise über Ernst Moriz Arndt geäußert hatte, mußte infolgedessen das Gymnasium in Neuweid verlassen und fand schließlich – wie andere Flüchtlinge – Unterschlupf in Hofwyl. Er unterrichtete dort mit Unterbrüchen 1812–1826 Geschichte und alte Sprachen und war später Professor der Geschichte in Basel, Bern und Heidelberg. – Vergleiche *Pabst II*, S. 177f.; *Guggisberg II*, S. 264–266.
- <sup>8</sup> Karl Ferdinand Becker unterrichtete in Hofwyl 1814–1818 alte Sprachen und Religion. Er war später Rektor der Ratzeburger Domschule.
- <sup>9</sup> Theodor Müller unterrichtete in Hofwyl 1815–1848 Religion, alte Sprachen, Geschichte, Deutsch, Geographie. Später war er bernischer Mittelschulinspektor. Der «kleine Müller» war Fellenbergs bedeutendster und langjährigster Mitarbeiter. Dieser schrieb dem in der Erfüllung seiner Pflichten überaus pünktlichen, im Privatleben gelegentlich etwas feucht-fröhlich-genialischen Mitarbeiter am 20. Oktober 1840: «Ich glaube Ihnen öfters schon gesagt zu haben, daß ich außer Pestalozzi keinen Menschen kennen gelernt habe, der mir in günstigen Momenten so hohe Befriedigung gewährt hätte wie Sie, und keinen, der mich in den wichtigsten Menschheitsinteressen so tief bekümmert hätte, wie Pestalozzi und Sie.» – Vergleiche *Pabst*, *Der Veteran von Hofwyl*; *Guggisberg II*, S. 266–270; *Lindgren* S. 145–148 und S. 150–172.
- <sup>10</sup> Theodor Schacht, Herbartianer aus Braunschweig, unterrichtete 1816 in Hofwyl Geographie, Deutsch und Geschichte. War später Professor der Geschichte am Gymnasium in Mainz und Schulrat in Darmstadt.
- <sup>11</sup> Beim Durchsehen des Verzeichnisses von Hofwyler Schülern in *Guggisberg II*, S. 544f., erhält man einen guten Eindruck davon, wie vielseitig und wie international die Schülerschaft Hofwyls zusammengesetzt war.



- <sup>12</sup> Johann Jakob Wehrli leitete 1810–1833 die nach ihm benannte Armenschule in Hofwyl. Anschließend war er Direktor des neu eröffneten Lehrerseminars in Kreuzlingen. – Vergleiche: *Pupiköfer*, Leben und Wirken von J. J. Wehrli; *Guggisberg II*, S. 260–264; *Lindgren* S. 115–131, sowie den Bericht über die Wehrli-Schule, den Albrecht *Rengger* 1815 dem Zaren Alexander gewidmet hat.
- <sup>13</sup> Die Meikirch-Kolonie mit ihrem radikalen Selbsterhaltungsprinzip war wohl das originellste pädagogische Experiment Fellenbergs. – Vergleiche die kleine Schrift von *Gilomen* über die Meikirch-Kolonie, sowie *Guggisberg II*, S. 29–36, und *Lindgren*, S. 131–137.
- <sup>14</sup> Über Lehrerbildung in Hofwyl, sei es in Form von Lehrerbildungskursen oder im Zusammenhang mit der Wehrli-Schule oder dem Institut für Söhne höherer Stände, orientieren besonders *Jaggi*, S. 14, 22f.; *Guggisberg II*, S. 320–322 und S. 374–378; *Lindgren*, S. 128–131; *Pabst II*, S. 64f., sagt sogar: «...es ließ sich für angehende Lehrer höherer Bildungsanstalten kein besseres Seminar denken, als das von seinem Stifter mit Geist und Hochherzigkeit geführte Hofwyler Institut, wie es damals war, und zu den vielen anerkannten Verdiensten Fellenbergs kommt das minder beachtete, in der Tat aber besonders große Verdienst, daß eine sehr große Anzahl von Lehrern für Deutschland und für die Schweiz sich in Hofwyl freudig hat heranzubilden können.»
- <sup>15</sup> Im Hofwyler Gästebuch haben sich von 1811 bis 1847 etwa 12 000 Besucher eingetragen. *Guggisberg II*, S. 36–41 gewährt einen guten Einblick in die bunte Gästeschar.
- <sup>16</sup> Gemeint sind wohl die landwirtschaftlichen Feste von Hofwyl 1807 und 1810, wo das Hauptgewicht weniger auf dem lag, was Huber beschreibt, als auf der Schausstellung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte und der damit ausgeführten Wettarbeiten. – Vergleiche *Guggisberg II*, S. 146–152.
- <sup>17</sup> Über das Unterrichtssystem der Hofwyler Anstalten gibt es – außer der nur als Probeabzug erhaltenen Schrift von Theodor Müller über die Realschule – keine in jeder Beziehung zuverlässige zeitgenössische Darstellung. – Vergleiche *Lindgren* S. 150–245, wo eine Rekonstruktion versucht, und S. 253ff., wo der Zusammenhang dieser Unterrichtssysteme mit Fellenbergs Weltanschauung hervorgehoben wird.
- <sup>18</sup> Theodor Müller hat die hier angedeutete Anschauungslehre später systematisch dargestellt. – Vergleiche *Lindgren* S. 154–164.
- <sup>19</sup> Wie richtig Huber auch hier urteilt, geht aus *Fellenbergs* «Erklärung an die Mitarbeiter» vom Februar 1819 hervor, von der der damals anwesende Theodor Müller berichtet, Fellenberg habe darin seine Lebensziele, die er sich in der Stiftung von Hofwyl vorgesetzt, und die wissenschaftlichen Hilfsmittel, die zu ihrer Erreichung mitwirken müssen, samt der Art und Weise, wie dies geschehen sollte, ausführlich, klar und bestimmt auseinandergesetzt.
- <sup>20</sup> Als *Fellenbergs* politisches Testament kann man seine Schrift «Die providentielle Bestimmung der Schweiz», welche er in seinem siebzigsten Altersjahr herausgab, auffassen. – Man vergleiche dazu *Gruners* Untersuchung über Fellenbergs Anteil am politischen Leben und Denken seiner Zeit, sowie *Guggisberg I*, S. 316–422, und *II*, S. 322ff., 356–397.
- <sup>21</sup> Fellenberg hat mehrmals angestrebt, Hofwyl aus privatem in öffentlichen Besitz überzuführen und seinem Werk so einen Fortbestand über die Dauer seines Lebens hinaus zu sichern. Alle Verhandlungen zerschlugen sich, so daß dann seine Söhne und Töchter versuchen mußten, die Institute in einer stark sich wandelnden Umwelt sinngemäß weiterzuführen. Nur das Institut für Söhne höherer Stände konnte sich bis 1881 halten. – Erst 1884 erwarb der Staat Bern das «große Haus» in Hofwyl zur Unterbringung des Lehrerseminars, dem die Räume im ehemaligen Kloster zu Münchenbuchsee nicht mehr genügen konnten. – Vergleiche *Guggisberg II*, S. 81–89, und *König*, S. 163–176.
- <sup>22</sup> Wie bedeutend die Ausstrahlung von Fellenbergs Wirken war, weist *Guggisberg* im zweiten Band seiner Biographie Fellenbergs S. 313–509 überzeugend nach.

## LITERATURANGABEN

- Elvers* Rudolf: Victor Aimé Huber, sein Werden und Wirken, 2 Bde., Bremen, 1872.
- von Fellenberg* Philipp Emanuel: Die providentielle Bestimmung der Schweiz; Hofwyl, 1841.  
– Erklärung an die Mitarbeiter von 1819 (in: Pädagogische Blätter von Hofwyl II, S. I–XXXVI); Bern 1843.
- Gelzer* Heinrich: Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte; Gotha, 1866, Bd. 28, und 1867, Bd. 30.
- Gilomen* Hermann: Die Kinderkolonie Meikirch, ein pädagogisches Experiment vor hundert Jahren; Langensalza, 1929.
- Gruner* Erich: Emanuel von Fellenbergs Anteil am politischen Leben und Denken seiner Zeit (in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde); Bern, 1944.
- Guggisberg* Kurt: Philipp Emanuel von Fellenberg und sein Erziehungsstaat, 2 Bde.; Bern, 1953.
- Jaggi* Arnold: Das deutsche Lehrerseminar des Kantons Bern, Festschrift zu seinem hundertjährigen Bestehen; Bern, 1933.
- König* Fritz: Land und Leute des Moosseetales, 1. Teil; Münchenbuchsee, 1920.
- von Lerber* Helene: Margaretha von Fellenberg, geb. von Tschärner, die Gattin Philipp Emanuel von Fellenbergs, 1778–1839 (in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde); Bern, 1944.
- Lindgren* Anton: Der naturwissenschaftliche Unterricht bei Fellenberg im Zusammenhange seiner Grundanschauungen und seiner Erziehungsunternehmung; Bern, 1955.
- Pabst* Karl Robert: Der Veteran von Hofwyl, Biographie von Theodor Müller, 3 Bde.; Aarau, 1861–1863.
- Pupikofer* J. A.: Leben und Wirken von Johann Jakob Wehrli als Armenerzieher und Seminar-  
direktor; Frauenfeld, 1857.
- Rengger* Albrecht: Bericht über die Armenerziehungsanstalt in Hofwyl; Tübingen, 1815.
- Scheidler* Karl Hermann: Die Lebensfrage der europäischen Zivilisation und die Bedeutung der Fellenbergischen Bildungsanstalten zu Hofwyl für ihre befriedigendste Lösung; Jena, 1839.
- von Wartburg* Wolfgang: Weltanschauung und Lebensplan des jungen Philipp Emanuel Fellenberg (in: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, XL. Band, 1. Heft); Bern, 1949.